Nr. 1 Neuauflage 2017

Frauen. Wissen. Wien.

Der Wiener Frauenpreis - Frauen sichtbar machen

Frauen MA57
Stadt Wien

Impressum

Medieninhaberin MA 57 – Frauenabteilung der Stadt Wien,
Friedrich-Schmidt-Platz 3, 1082 Wien

Abteilungsleiterin Marion Gebhart

Redaktion Claudia Throm

Autorinnen 2002-2014 Katharina Maly, 2015-2017 Ruth Kager

Design Barbara Waldschütz (*kolkhos.net*)

ISBN 978-3-902845-28-3

© Dezember 2017

Frauen.Wissen.Wien. erscheint unregelmäßig in der MA 57 Frauenabteilung und kann unter https://www.wien.gv.at/menschen/frauen/stichwort/kunst-kultur/frauen-wissen/index.html nachgelesen werden.

Vorwort

Liebe Wienerinnen und Wiener!

Ein wesentlicher Schwerpunkt meiner frauenpolitischen Arbeit ist es, Frauen sichtbar zu machen. Mit dem Wiener Frauenpreis werden seit vielen Jahren beispielgebende Frauen ausgezeichnet.

Im Sinne einer gleichberechtigten Gesellschaft werden mit diesem Preis die vielfältigen Talente und Wege von Frauen vor den Vorhang geholt. Viel zu oft sind es nämlich die hervorragenden und beeindruckenden Leistungen von Frauen, die unsichtbar bleiben, während sich Männer ganz selbstverständlich den Platz nehmen.

Gleichzeitig ist die Verleihung des Wiener Frauenpreises auch ein deutliches Zeichen an alle Mädchen und Frauen, ihre Rollen selbst zu bestimmen. Hier haben unsere Wiener Frauenpreisträgerinnen eine Vorbildfunktion, denn sie sind der beste Beweis gegen leider immer noch fest verankerte gesellschaftliche Stereotypen.

Seit 2002 konnten zahlreiche außergewöhnliche Frauen und ihre herausragenden Leistungen geehrt werden. Die Preisträgerinnen eint, dass sie mit ihren Leistungen und ihrem Engagement im emanzipatorischen Sinne zu einer gleichberechtigten Gesellschaft beitragen.

Mit dieser Publikation werden die Biografien aller bisherigen Wiener Frauenpreisträgerinnen gesammelt.

Mein Ziel ist es, dass alle Mädchen und Frauen in Wien sicher, selbstbestimmt und unabhängig leben können. Mit dem Wiener Frauenpreis und den ausgezeichneten Frauen wird dieses Ziel kraftvoll und engagiert unterstützt.

Ihre Wiener Frauenstadträtin

Sandra Frauenberger

Inhalt

Frauen sichtbar machen 5

Tamar Çitak 11
Sabine Derflinger 14
Johanna Dohnal 17
Brigitte Ederer 21
Zeynep Elibol 24
Elke Graf 27
Eva Geber 30
Elfriede Hammerl 33
Gabriella Hauch 36
Eva Jantschitsch aka »Gustav« 39
Helene Klaar 42
Ruth Klüger 45
Katharina Mader 48
Maria Mayrhofer 51
Ingrid Moritz 54
Ingrid Nikolay-Leitner 57
Elsa Prochazka 60
Julya Rabinowich 63
Johanna Rachinger 66
Sieglinde Rosenberger 69
Christine Scholten 72
Margit Schratzenstaller 75
Heidi Schrodt 78
Renée Schroeder 81
Marlene Streeruwitz 84
VALIE EXPORT 87
Ina Wagner 90
Emmy Werner 93
Beate Wimmer-Puchinger 96
Ruth Wodak 99
Andrea Wukovits 102
Kathrin Zechner 105
Astrid Zimmermann 108

Frauen sichtbar machen

Das ist wichtig. Das wird noch wichtiger werden. In diesem langen Ringen um Demokratie wird die Kultur der Preise Auskunft darüber geben, wie erfolgreich dieses Ringen für die Demokratie gelungen ist. Irgendwann dann. Irgendwann sollten Preise nicht mehr notwendig sein. Nicht für eine Leistung. Nicht für ein Geschlecht. Und keine Hierarchien mehr. Aber bis dahin. Bis dahin werden Preise für Frauen eine geschlechterdemokratische Umverteilung ausdrücken müssen.

Marlene Streeruwitz

Als unter der blau-schwarzen Regierung der *Käthe Leichter Preis*, vergeben vom *Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen*, ohne großen Aufhebens vorübergehend abgeschafft wurde, rief Frauenstadträtin Renate Brauner (amtierende Finanz- und Wirtschaftsstadträtin und Wiener Vizebürgermeisterin) den *Frauenpreis der Stadt Wien* ins Leben. Unter dem Motto »Frauen sichtbar machen« werden seit 2002 in jährlich variierenden Kategorien Frauen ausgezeichnet, »die Besonderes für Frauen leisten«. Von 2004 bis 2006 wurde der Preis von Frauenstadträtin Sonja Wehsely (amtierende Stadträtin für Gesundheit und Soziales) vergeben. Seit 2007 zeichnet die amtierende Stadträtin Sandra Frauenberger mit dem Preis jährlich Frauen aus, die andere dazu ermutigen, Rollenbilder in Frage zu stellen und zu durchbrechen. Am 3. Dezember 2014 wird der Preis zum 13. Mal vergeben. Nominiert von einer dreiköpfigen Jury, bestehend aus den Journalistinnen Brigitte Handlos, Eva Linsinger, und Tessa Prager, erhalten den Preis dieses Jahr die Literatin und Künstlerin Julya Rabinowich und die ORF-Fernsehdirektorin Kathrin Zechner. Der *Wiener Frauenpreis* ist mit 3.000 Euro und der Statue »Tarantella« von der Bildhauerin Ulrike Truger dotiert.

Auf den folgenden Seiten sollen Biografien aller bisherigen Preisträgerinnen einen Einblick in ihr Leben und Schaffen geben. Viele von ihnen haben nicht nur Rollenbilder, sondern auch gläserne Decken durchbrochen. Die »gläserne Decke« ist eine Metapher dafür, dass Frauen trotz ihrer Qualifikationen berufliche Möglichkeiten aufgrund ihres Geschlechts verschlossen bleiben. Als Ruth Wodak (Frauenpreisträgerin 2006) Anfang der 1970er als engagierte Studentin einen Professor fragte, welche Tipps er ihr für eine wissenschaftliche Karriere mitgeben könne, antwortete er ihr: »Männern hört man zu, Frauen schaut man an«. Zum Glück hat sich die Linguistin und Mitbegründerin der Kritischen Diskursanalyse davon nicht abhalten lassen, sondern später einen wichtigen Beitrag zur Erforschung und Bekämpfung von Machtverhältnissen geleistet. Auch die Biochemikerin und Expertin für Ribonukleinsäure Renée Schroeder (Frauenpreisträgerin 2007) hat sich

ihren eigenen Worten zufolge zweimal den Kopf an der gläsernen Decke der Universität Wien angeschlagen, bevor sie zur ordentlichen Professorin berufen wurde. Frauen »müssen drei Mal mehr leisten als die guten Männer – und dann haben sie immer noch nichts sicher«. Auch wenn Frauen heute wesentlich mehr Möglichkeiten haben ist ihr zufolge der Leistungsdruck höher als je zuvor. Auch Andrea Wukovits (Frauenpreisträgerin 2002) zufolge, die als Anwältin auf das Familienrecht spezialisiert ist und ihre KlientInnen bei der Konfliktbearbeitung unterstützt, ist die gläserne Decke in ihrem Beruf »unglaublich dick« und die Arbeit von Frauen bleibt in der Öffentlichkeit oft unsichtbar. Die Politikwissenschafterin und Expertin für österreichische Frauenpolitik Sieglinde Rosenberger (Frauenpreisträgerin 2005) kritisiert, dass jungen Frauen heute der Eindruck gegeben wird, »dass es eine individuelle Leistung ist, wenn sie die Gläserne Decke durchdringen«, wodurch der Blick auf gesamtgesellschaftliche Machtverhältnisse verloren geht.

Gleichzeitig haben sich zahlreiche Frauenpreisträgerinnen in einem männlich dominierten Bereich behauptet. So war Brigitte Ederer (Frauenpreisträgerin 2006) nicht nur in mehreren politischen Ämtern, wie etwa als Finanz- und Wirtschaftsstadträtin Wiens, sondern auch in ihrer Funktion als Industriemanagerin mehr als einmal die erste Frau in ihrer Position. Auch sie betont allerdings, dass gegenwärtig nicht alles unter den Hut zu bringen ist: »Man kann nicht einen sehr spannenden Job haben, sehr gut verdienen, Kinder haben, eine vollkommen funktionierende Familie und dann abends ausschauen wie Claudia Schiffer«. Als Emmy Werner (Frauenpreisträgerin 2004) im Jahr 1988 die Leitung des Wiener *Volkstheaters* übernahm, war sie die erste Frau im deutschsprachigen Raum an der Spitze eines so großen Hauses. Ihre »gläserne Decke war senkrecht« hat sie einmal gesagt und damit gemeint, dass es in ihrer Position wichtig war, einige Dinge an sich abprallen zu lassen. Die Regisseurin Sabine Derflinger (Frauenpreisträgerin 2012) ist die erste Frau, die in der 40jährigen Geschichte der österreichischen »Tatort«-Serie Regie geführt hat. Als sie in den 1980er Jahren mit dem Filmemachen angefangen hat, war die »Idee, als Frau Filmregisseurin zu sein« in etwa so skurril »wie am Mond fliegen«, erzählt sie. Dabei ist gerade auch der Kulturbetrieb ein Ort, an dem Frauen noch immer stark zu kämpfen haben, weiß auch Kathrin Zechner (Frauenpreisträgerin 2014). Die hohe Verantwortung zu tragen, die mit ihrem Beruf als ORF Fernsehdirektorin einhergeht, ist eine Herausforderung, die sie gerne annimmt. Die mitunter gestellte Frage, ob sie einen männlichen oder weiblichen Führungsstil habe, interessiert sie nicht mehr.

»Deja vu ist die frauenpolitische Begleiterin«, stellte Sieglinde Rosenberger fest. Und Eva Geber (Frauenpreisträgerin 2009) fand in Texten der ersten Frauenbewegung (und schon lange davor) Aussagen wie: »Wir müssen uns noch immer mit diesem blöden Thema beschäftigen!« Tatsächlich bestanden viele der Forderungen, die in der 2. Frauenbewegung durchgesetzt wurden, bereits seit der ersten Frauenbewegung. Eva Jantschitsch (Frauenpreisträgerin 2013), die alias Gustav in ihrer Musik Geschlechterkonstruktionen hinterfragt, erklärt im Kontext der Frauenpreisverleihung im vergangenen Jahr, dass sie sich zwar innerhalb der dritten Frauenbewegung verortet, dabei aber auf den beiden vorhergegangen Bewegungen aufbaut und deren Kämpfe um Emanzipation weiter tragen möchte. Dabei stellt die Vermittlung und Weitergabe von frauenpolitischem Wissen eine wichtige Aufgabe dar. So hat Eva Geber unter anderem Texte von Rosa Mayreder neu herausgegeben und Theoretikerinnen und Positionen der ersten Frauenbewegung anderen Frauen (wieder) zugänglich gemacht. Auch die Historikerin Gabriella Hauch (Frauenpreisträgerin 2012) hat sich mit der Rolle von Frauen während und nach der Revolution 1848 sowie in der Ersten Republik auseinandergesetzt. So reichten bereits im Jahr 1925 die sozialdemo-

kratischen Abgeordneten Adelheid Popp und Gabriele Proft (die 1919 als zwei der sieben ersten Frauen ins österreichische Parlament einzogen) einen Antrag auf Gleichstellung der Geschlechter im Familienrecht ein.

Erreicht wurde diese Forderung erst fünfzig Jahre später. 1976 trat eine Familienrechtsreform in Kraft, durch die der Mann vor dem Gesetz nicht mehr als »Oberhaupt der Familie« galt. Männer und Frauen hatten nun zumindest de jure gleiche Rechte und Pflichten in der Ehe. Hausarbeit wurde als gleichwertiger Unterhaltsbeitrag anerkannt, Frauen mussten nicht mehr das Einverständnis ihres Mannes einholen, um einer Erwerbstätigkeit nachgehen zu können. Ein Ehepaar konnte nun entscheiden, ob es den Namen der Frau oder des Mannes annehmen wollte. Die politischen Bemühungen der Frauenbewegung liefen zu diesem Zeitpunkt auf Hochtouren. Zahlreiche Frauenpreisträgerinnen waren an den Kämpfen um Selbstbestimmung beteiligt. So erregte etwa VALIE EXPORT (Frauenpreisträgerin 2011) 1968 mit ihrem »Tapp- und Tastkino« große Aufmerksamkeit. Früher heftig für ihre Radikalität kritisiert, gilt sie mittlerweile nicht nur als Ikone des Feminismus, sondern auch als Pionierin im Bereich Medienkunst. Mit ihrem künstlerischen Schaffen, in dem sie jeweils aktuelle politische Impulse aufgreift, ist sie damals wie heute eine kritische Stimme. 1972 wurde der Verein *Aktion Unabhängiger Frauen* (AUF) als »Plattform, Sprachrohr und Diskussionsforum der sich formierenden autonomen Frauenbewegung« gegründet. Zwei Jahre später erschien *AUF - Eine Frauenzeitschrift* als erste feministische Zeitschrift im deutschsprachigen Raum, an deren Gestaltung seit Heft Nummer 12 Eva Geber maßgeblich beteiligt war. Die *AUF* bot ein Medium an, in dem etwa Debatten um den Schwangerschaftsabbruch geführt werden konnte. Der Kampf für die Fristenlösung stellte einen wichtigen Mobilisierungspunkt dar. Elfriede Hammerl (Frauenpreisträgerin 2002), die zu dieser Zeit bereits feministischen Journalismus betrieb, wurde von ihrer damaligen Zeitung zensuriert, nachdem sie sich in einer Fernsehdiskussion zur Fristenlosung geäußert hatte. Eine Streichung des Paragrafen konnte mit dem Jahr 1975 erreicht werden.

Ende der 1970er Jahre wurde durch eine Reform im Kindschaftsrecht auch die »väterliche Gewalt« aufgehoben (1978), die der Mutter die rechtliche Gleichstellung gegenüber dem Vater in der Erziehung der Kinder einräumte. Im Zuge der Neuregelung des Güterrechts (1978) in der Ehe wurde festgehalten, dass das während der Ehe erworbene Vermögen beiden gehört und im Falle einer Scheidung aufgeteilt werden muss. Helene Klaar (Frauenpreisträgerin 2004) machte sich in den 1970er Jahren als Anwältin selbstständig und spezialisierte sich unter anderem auf das Familienrecht. Seither hat sie viele Frauen dabei geholfen, im Fall einer Scheidung ihre Rechte geltend zu machen. Dem Eindruck, das österreichische Scheidungsrecht bevorzuge Frauen, widerspricht sie vehement.

Als Bruno Kreisky 1979 die vier neuen Staatssekretärsposten in seinem Kabinett mit Frauen besetzte, machen sich die Zeitungen monatelang über seinen »Harem« lustig. Mit Johanna Dohnal (ausgezeichnet 2008 für ihr Lebenswerk) als Frauenstaatssekretärin wurde damals Frauenpolitik als eigenständiger Politikbereich etabliert. Im selben Jahr wurde das Gleichbehandlungsgesetz verabschiedet, das die Einkommensschere in der Privatwirtschaft verkleinern sollte. 1990 erreichte Johanna Dohnal die Aufwertung des Frauenressorts und wurde erste österreichische Frauenministerin. »Die Vision des Feminismus«, erklärte sie einmal, »ist nicht eine ›weibliche Zukunft‹. Es ist eine menschliche Zukunft. Ohne Rollenzwänge, ohne Macht- und Gewaltverhältnisse, ohne Männerbündelei und Weiblichkeitswahn«.

Gewaltschutz war und ist ein frauenpolitisch wichtiges Thema. In Österreich macht jede fünfte Frau Gewalterfahrungen in ihrem

direkten Umfeld – betroffen sind Frauen aus allen sozialen Schichten. 1978 wurde, entgegen großer politischer Widerstände und unterstützt von Johanna Dohnal, das erste autonome Frauenhaus eröffnet. Vergewaltigung in der Ehe galt seit 1989 als Straftatbestand. 1997 trat das Gewaltschutzgesetz in Kraft, mit dem Täter aus der gemeinsamen Wohnung gewiesen werden konnten. 1998 öffnete die *Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie*. Als Gewaltschutzeinrichtung berät und unterstützt die *Interventionsstelle* Frauen, die Gewalt erfahren haben oder deren Kinder Opfer von häuslicher Gewalt geworden sind. Schon sehr früh kam Tamar Çitak (Frauenpreisträgerin 2007) zur *Interventionsstelle*, wo sie täglich betroffene Frauen berät. Gewalt ist für die Expertin ein komplexes Phänomen, das sich keineswegs auf physische Gewalt beschränkt, sondern auch sexuelle, psychische und finanzielle Gewalt umfasst. Während das Gewaltschutzgesetz ihrer Meinung prinzipiell einem hohen rechtlichen Standard genügt, können Frauen, die besonders von ökonomischer Ungleichheit oder restriktiven Aufenthaltsbestimmungen betroffen sind, es sich oft dennoch oft nicht leisten, den Täter aus der Wohnung zu weisen.

Ökonomische Gleichstellung ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Gleichberechtigung. 1991 wurde die Gleichbehandlungsanwaltschaft als Institution eingesetzt, die die Einkommensschere in der Privatwirtschaft verringern sollte. Als erste Gleichbehandlungsanwältin war Ingrid Nikolay-Leitner (Frauenpreisträgerin 2003) bereits für die Konzeption der Anwaltschaft mitverantwortlich. In den letzten zehn Jahren ist die Gleichbehandlungsanwaltschaft nicht mehr ausschließlich mit Fragen der Gleichstellung von Männern und Frauen auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch mit Fällen von Diskriminierung aufgrund von Ethnizität, Alter, Religion, Weltanschauung oder sexueller Orientierung betraut. In vielen Fällen geht es dabei um das Zusammenwirken verschiedener Machtverhältnisse. So erfahren etwa Migrantinnen nicht nur als Frauen, sondern häufig auch aufgrund ihrer Ethnizität und/oder Religionszugehörigkeit Diskriminierung. Ingrid Moritz (Frauenpreisträgerin 2010) beschäftigt sich als Leiterin der Abteilung *Frauen – Familie* in der *Wiener Arbeiterkammer* (AK) –die übrigens auf das von Käthe Leichter 1925 in der AK gegründete Frauenreferat zurückgeht– mit wichtiger Grundlagenarbeit in punkto Einkommensgerechtigkeit. Sie ist aktiv an interessenspolitischer Arbeit hin zur ökonomischen Gleichstellung beteiligt. Die Neubewertung der Arbeit von Frauen, die Umverteilung von Arbeitsstunden zwischen den Geschlechtern sowie Einkommenstransparenz sind für sie brennende Themen. Als Referentin für öffentliche Finanzen am *Österreichischen Institut für Wirtschaftsforschung* (WIFO) bemüht sich Margit Schratzenstaller (Frauenpreisträgerin 2009), geschlechtsspezifische Aspekte in die Analyse von Steuer- und Budgetpolitik zu integrieren. Abgesehen davon, dass die Gleichstellung von Frauen ein Menschenrecht darstellt, hat das Auseinanderklaffen der Einkommensschere ihr zufolge auch volkswirtschaftlich und betriebswirtschaftlich negative Folgen. Als Direktorin der Nationalbibliothek treibt Johanna Rachinger (Frauenpreisträgerin 2003) die betriebliche Gleichstellung voran. Als Frau in einer Führungsposition sieht sie sich in der Verantwortung andere Frauen zu unterstützen. So sind nicht nur rund fünfzig Prozent der MitarbeiterInnen der Nationalbibliothek (auch in leitenden Positionen) Frauen, sie hat auch ein Mindestgehalt festgelegt, das Frauen zugute kommen soll.

Aus guten Gründen ist der Kampf um das Recht auf und den Zugang zu guter Bilder frauenpolitisch wichtig gewesen. Heidi Schrodt (Frauenpreisträgerin 2005), langjährige Direktorin am Gymnasium in der Rahlgasse, erinnert sich an die Geschichte der Schule: Nach zwanzigjährigem Kampf der bürgerlichen Frauenbewegung öffnete in der Rahlgasse das erste Mädchengymnasium Österreichs. Erst durch die

Matura hatten Frauen die Möglichkeit zu studieren. Als Heidi Schrodt genau hundert Jahre nach der Eröffnung als Direktorin an die Schule kam, prägten die Burchen trotz der relativ kurzen koedukativen Vergangenheit bereits den Schulalltag. In ihrer Zeit als Direktorin bemühte sie sich intensiv um die Förderung von Mädchen. Auch Zeynep Elibol (Frauenpreisträgerin 2008), Direktorin der *Islamischen Fachschule für Soziale Bildung*, ist die Förderung von Mädchen und Bildungsgerechtigkeit ein großes Anliegen. Während es ihr prinzipiell darum geht, jungen Menschen Orientierungsmöglichkeiten und berufliche Perspektiven zu vermitteln, ist die Förderung von Mädchen fest im Schulprofil verankert. Wichtig ist ihr, dass Mädchen die Möglichkeit bekommen, eigene Entscheidungen zu treffen und nicht bevormundet werden.

Zeynep Elibol unterrichtet an der *Islamischen Fachschule* übrigens auch Physik. Allerdings war sie schockiert, als sie in den 1980er Jahren an der *Technischen Universität Wien* eine der wenigen weiblichen Studentinnen war. Ganz zu schweigen von Assistentinnen, Dozentinnen oder Professorinnen. Tatsächlich war Ina Wagner (Frauenpreisträgerin 2011) im Jahr 1987 erst die zweite Frau, die an der TU einen Lehrstuhl erhielt. Mit ihrer interdisziplinären Arbeit, in der sie gemeinsam mit NutzerInnen Ideen für Technologien entwickelt, die zum Beispiel ihre Arbeitsorganisation erleichtern, leistete sie Pionierarbeit. Auch Elsa Prochazka (Frauenpreisträgerin 2013) ist darum bemüht, in ihrer Architektur Menschen Räume zu schaffen, die ihren Bedürfnissen entsprechen. Neben einer Vielzahl architektonischer Projekte hat sie im Rahmen der Wohnbauprojekte *Frauen-Werk-Stadt* Standards mitetabliert, die heute im Wohnbau Usus sind.

Als im Jahr 2000 nach Bildung der blau-schwarzen Regierung (unter der auch Frauenpolitik ins Sozialministerium verlagert wurde) im Milena-Verlag das Buch *Die Sprache des Widerstandes ist alt wie die Welt und ihr Wunsch. Frauen in Österreich schreiben gegen Rechts* veröffentlicht wurde, fanden sich darin gleich die Texte dreier zukünftiger Frauenpreisträgerinnen: Eva Geber, Elfriede Hammerl und Marlene Streeruwitz. Bereits wiederholt wurden Frauen ausgezeichnet, die sich mit ihrer Literatur oder ihren Texten einen künstlerischen wie politischen Ausdruck geschaffen haben. Ruth Klüger (Frauenpreisträgerin 2008) hat sich als Germanistin mehrfach mit dem literarischen Schaffen von Frauen auseinandergesetzt und sich gefragt was Frauen schreiben und wie Frauen lesen. Sie hat darüber hinaus ihre eigenen Gedichte kommentiert und damit ein literarisches Tabu gebrochen. Als Überlebende der Shoah leistet sie erinnerungspolitische Arbeit von unschätzbarem Wert. Marlene Streeruwitz (Frauenpreisträgerin 2010) übt in ihren Romanen, Theaterstücken und politischen Essays Kritik an männlicher Hegemonie, Kapitalismus, Faschismus und Rassismus. Über ihre sprachliche Form hat sie den Anspruch Herrschaftsmuster aufzubrechen. Mit Julya Rabinowich (Frauenpreisträgerin 2014) ist dieses Jahr wieder eine Schriftstellerin und Künstlerin ausgezeichnet worden, die mit hoher Erzählkunst den Blick ihrer LeserInnen auf eine Realität lenkt, die diese vielleicht gerne übersehen oder vergessen hätten. So erzählt ihr letzter Roman von einer Frau, deren Kämpfe in einer Gesellschaft voller struktureller Gewaltverhältnisse letztlich unbeachtet bleiben.

Zahlreiche Frauenpreisträgerinnen betonen Solidarität als wichtiges frauenpolitisches Instrument, fordern gleichzeitig jedoch ein, Erfahrungen von Frauen nicht zu verallgemeinern, sondern sie im Kontext einer Reihe von Machtverhältnissen zu sehen. In Hinblick darauf, dass (feministische) Errungenschaften nicht als selbstverständlich erachtet werden dürfen, hat Ruth Klüger einmal gesagt: »Man kann nicht nachgeben, wenn man auch viele Dinge erreicht hat. Es gibt noch zu viel, das auf der Kippe steht«.

Tamar Çitak

ausgezeichnet 2007
im Bereich Gewaltschutz

Tamar Çitak ist Sozialarbeiterin und Beraterin in der *Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie*. In Österreich macht jede fünfte Frau Gewalterfahrungen in ihrem direkten Umfeld – betroffen sind Frauen aus allen sozialen Schichten. Die Täter sind dabei fast immer männlich, »vom Kommerzialrat bis zum Arbeitslosen gibt es alles«, erzählt Tamar Çitak (zit. in: FALTER 32/06). Die *Interventionsstelle* berät Frauen, die Gewalt erfahren haben oder deren Kinder Opfer von häuslicher Gewalt geworden sind. Tamar Çitaks Fokus liegt bei Migrantinnen mit Gewalterfahrungen, da diese oft besonders von struktureller Gewalt, wie ökonomischer Benachteiligung oder restriktiven Aufenthaltsbestimmungen, bedroht sind. »Gewalt ist Gewalt, nur die Umstände sind anders« (*diestandard.at*, 06.12.2004), betont sie. Gewalt ist dabei ein komplexes Phänomen, das oft nicht in allen Facetten verstanden wird: Während physische Gewalt verhältnismäßig stark im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, werden andere Aspekte, wie sexuelle, seelische oder finanzielle Gewalt oft ausgeblendet.

Tamar Çitak wird 1963 in Istanbul geboren. Für das Studium kommt sie 1983 nach Wien und inskribiert sich für Betriebswirtschaftslehre an der *Wirtschaftuniversität*. Aus familiären Gründen kehrt sie für einige Jahre nach Istanbul zurück und lässt sich vom Studium beurlauben. Als sie 1991 wieder nach Wien zieht, muss sie sich der Frage stellen, wie sie mit ihrem Studierendenvisum eine Arbeitsbewilligung erhalten kann. Die *Stadt Wien* öffnet damals ein Arbeitsplatzkontingent für die Nachmittagsbetreuung von Kindern mit Migrationshintergrund und so kommt Tamar Çitak zum *Verein Wiener Jugendzentren*. Sie sieht die multiplen Schwierigkeiten, mit denen Mädchen kämpfen, und widmet sich dort feministischer Mädchenarbeit. Weil ihr die Arbeit dort aber nicht die Möglichkeit einer intensiveren Einzelfallbetreuung gibt, wechselt sie 1995 zum *Wiener Integrationsfond* (heute: MA 17). Sie ist entsetzt über die Dimension der Gewalt, mit denen Frauen konfrontiert sind. Obwohl sie eigentlich nur für den 5. Bezirk zuständig ist, kommen Frauen aus ganz Wien zu ihr, weil sie damals die einzige türkischsprachige Beraterin ist. Sie dolmetscht, geht mit den Frauen zur Polizei und vor Gericht – Tätigkeiten, die weit über den Arbeitsbereich des *Integrationsfonds* hinausgehen. Nachdem 1998 die *Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie* eröffnet wird, wird sie häufig von den dort arbeitenden Sozialarbeiterinnen kontaktiert. Am »Tag der offenen Tür« sieht sich Tamar Çitak die *Interventionsstelle* näher an und ist überzeugt von der Arbeit, die dort geleistet wird. Sie bewirbt sich und erhält noch während des Vorstellungsgesprächs eine Stellenzusage. Neben ihrer Teilzeitanstellung in der *Interventionsstelle* ist sie zunächst noch in einem Frauenhaus in St. Pölten tätig.

Zu diesem Zeitpunkt ist sie bereits einige Jahre ehrenamtlich im Vorstand des Vereins *Orient Express* aktiv. Die 1986 unter dem Namen *Verein türkischer Frauen* gegründete Organisation ist ursprünglich eine Beratungseinrichtung

von und für türkische Frauen. Mit der Zeit entwickelt sich das Thema Zwangsverheiratung zu einem der Schwerpunkte. Immer mehr Mädchen und Frauen kommen, um sich über ihre Rechte und Möglichkeit zu informieren. *Orient Express* leistet Aufklärungsarbeit zu diesem Thema und reklamiert Zwangsverheiratung in die Diskussion über häusliche Gewalt hinein. Äußerst wichtig ist Tamar Çitak dabei eine Verbindung von antisexistischer und antirassistischer Politik. So wurde lange darüber diskutiert, erklärt sie, wie für das Thema Zwangsehe eine kritische Öffentlichkeit geschaffen werden kann, ohne dem Rassismus zuzuarbeiten oder den Eindruck zu erwecken, die Mehrheit muslimischer Frauen sei davon betroffen. RassistInnen werden immer irgendwelche Anknüpfungspunkte finden, argumentiert sie schließlich, es geht um das Leben von Mädchen und jungen Frauen. Zwangsheirat ist eine Form häuslicher Gewalt – »und Punkt«. Im Übrigen führen ihrer Meinung nach gerade restriktive Fremdengesetze vermehrt zu Heiratsmigration (vgl. *diestandard.at*, 06.12.2004). *Orient Express* berät und unterstützt in verschiedenen Phasen. Hat sich eine Frau noch nicht entschieden, ob sie eine Ehe eingehen wird oder nicht, wird sie vom Verein begleitet und bestärkt, bis sie ihre Entscheidung getroffen hat. Wenn sich eine Frau akut in Gefahr befindet gegen ihren Willen verheiratet zu werden, wird sie anonym untergebracht. Wenn möglich, wird versucht mit ihren Eltern zu sprechen. Im Sommer 2013 ist nun die erste lang geplante »Notwohnung« eingerichtet worden, in der unmittelbar von Zwangsverheiratung betroffenen Mädchen und Frauen unterkommen können und intensive Betreuung erhalten. Mit der Umsetzung des von ihr ausgearbeiteten Konzepts, schließt Tamar Çitak ihre langjährige Tätigkeit im *Orient Express* ab.

In zahlreichen Workshops, Vorträgen und Publikationen befasst sich Tamar Çitak mit der Frage, ob und wie asylsuchende Frauen und Migrantinnen von österreichischen und europäischen Gewaltschutzgesetzen profitieren können. Während das österreichische Gewaltschutzgesetz mit seinem Wegweiserecht prinzipiell einem sehr hohen Standard genügt, können insbesondere Frauen ohne gesicherten Aufenthaltstitel oder mit eingeschränkten Möglichkeiten finanzieller Unterstützung/Transferleistungen, nicht darauf zurück greifen. Das Einklagen von Unterhalt kann sehr lange dauern, viele Migrantinnen aus Drittstatten, die noch nicht lange in Österreich leben, haben zudem keinen Anspruch auf Sozialhilfe. Nicht selten muss sie Frauen in der Interventionsstelle solange vertrösten, bis sie einen eigenen Aufenthaltstitel haben und kann ihnen nur eine temporäre Auszeit in einem Frauenhaus ermöglichen. »Ich werde nicht aufhören, ein eigenständiges Aufenthalts- und Arbeitsrecht für alle Migrantinnen zu fordern«, erklärt sie (zit. in *diestandard.at*, 06.12.2004). Mit der Fremdenrechtsnovelle 2011 haben sie dieses Recht teilweise erhalten. Kurzfristig wäre es wichtig zu erreichen, dass in jenen Fällen, wo eine einstweilige Verfügung erwirkt wurde, vom Sozialamt bzw. von der MA 40 generell Überbrückungsgeld gezahlt wird. Auch wäre es wünschenswert, wenn eine Aufenthaltsgenehmigung nicht jährlich, sondern nur alle drei Jahre verlängert werden muss, um Existenzängste zu verringern. Für Frauen mit multiplen Schwierigkeiten ist es nahezu unmöglich, alles in einem Jahr unterzubringen, vom Absolvieren der Sprachkurse bis hin zur Sicherung einer finanziellen Basis. Während ihrer Meinung nach große Fortschritte in der Kooperation mit Polizei und Gerichten im Gewaltschutzbereich zu verzeichnen sind, kritisiert sie den Mangel an leistbaren Therapieangeboten und die fehlenden Sensibilisierung von GerichtsdolmetscherInnen.

In Österreich muss man sich endlich bewusst werden, erklärt sie, dass dies längst ein multikulturelles Land ist, in dem viele Sprachen gesprochen werden. Der Mensch muss zählen, nicht welche Sprache sie oder er spricht, oder

woher ihre oder seine Eltern und Großeltern gekommen sind. Persönlich setzt Tamar Çitak vor allem bei jungen Menschen an. Von der jüngeren Generation wünscht sie sich auch, dass sie sich wieder stärker für feministische Themen und die Anliegen der Frauenbewegungen interessiert.

Tätigkeiten von Tamar Çitak im Gewaltschutzbereich:

Verein *Orient Express* (bis 2012). Beratung und Unterstützung von Migrantinnen u.a. zum Thema Zwangsverheiratung. Konzeptionalisierung der »Notwohnung«

Wiener Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie

Publikationen im Gewaltschutzbereich, z.B. Çitak, Tamar (2008) *Das Österreichische Gewaltschutzgesetz und die Einrichtung der Interventionsstelle Ein multi-institutionelles Interventionssystem gegen Gewalt in der Familie*. In: Sauer, Birgit; Strasser, Sabine (Hgg.) Zwangsfreiheiten. Multikulturalität und Feminismus. Wien, S. 148-156

Sabine Derflinger

ausgezeichnet 2012
in der Kategorie Film

»Ich arbeite gern mit reduzierten Ausgangsideen. Oft sind diese auch vage. Manchmal ist es auch bloß ein bestimmtes Gefühl, das mich in eine Filmgeschichte hineintreibt«, erklärt Regisseurin Sabine Derflinger. In ihren Dokumentationen und Spielfilmen stellt sie Frauen in den Mittelpunkt und portraitiert zugleich »behutsam, brutal, offen und schonungslos«, wie die Jury des Frauenpreises argumentiert. Sie ist außerdem die erste Frau, die in der 40jährigen Geschichte der österreichischen »Tatort«-Serie Regie geführt hat. »Es ist fantastisch, den Leuten etwas zu zeigen, das sie von ihrem Standpunkt aus nicht sehen können«, beschreibt Derflinger ihre Motivation (zit. aus: *www.sabine.derflinger.org*).

Sabine Derflinger wird 1963 in Wels geboren und wächst in Vöcklabruck auf. Dass sie später Filme machen will, weiß sie relativ bald. Als 1983 eine Regieassistentin bei einem Filmprojekt ausfällt, wird sie angelernt und arbeitet in den folgenden Jahren in verschiedenen Positionen am Set, hauptsächlich aber als Produktionsassistentin. Während Frauen in der Branche heute noch immer in der Minderheit sind, war die »Idee, als Frau Filmregisseurin zu sein« während der frühen 1980er Jahre in etwa so skurril »wie am Mond fliegen«, erzählt sie (zit. aus: *www.kirtag.org*). Bestimmte politische Themen sind ihr aber ein Anliegen und sie fasst den Entschluss, bei Dokumentarfilmen Regie zu führen. Für »Geraubte Kindheit« erhält sie den *Hans Cermak Preis* (1994), »Achtung Staatsgrenze«, eine gemeinsam mit Bernhard Pötscher realisierte Dokumentation über Schubhaft, wird 1996 mit dem oberösterreichischen Interkulturpreis ausgezeichnet. Im selben Jahr erhält sie ihr Diplom an der *Filmakademie Wien* ab, wo sie seit 1991 Buch und Dramaturgie studierte. Ihr Filmportrait über die »Rounder Girls« wird 1998 mit dem *Grünpreis* ausgezeichnet, 2000 gründet sie *dok.at.* mit, die *Interessensgemeinschaft Österreichischer Dokumentarfilm*.

Zunehmend reizt sie auch das Spielfilmgenre. Ihr erstes Projekt ist »Vollgas« (2001), in dem sie die Geschichte einer Saisonkellnerin an einem Winterschiort erzählt – eine Kulisse, die sich ihrer Meinung nach für »ein verdichtetes Österreichbild« anbietet (zit. auf: *www.film.at*). Der Film wird zu einem großen Erfolg und in Saarbrücken mit dem *Max Ophüls Preis* (2002) ausgezeichnet. Künftig widmet sie sich sowohl dem Dokumentarfilm als auch dem wesentlich breitenwirksameren Medium des Spielfilms, versucht aber immer wieder die Grenzen zwischen beiden zu verschieben. 2003 werden ihr der *Kulturpreis des Landes Oberösterreich* und der *Österreichische Förderpreis für Filmkunst* verliehen.

2004 dreht sie die Dokumentation »Schnelles Geld«, die Momentaufnahmen junger wohnungsloser Menschen in Wien zeigt, sowie den Spielfilm »Kleine Schwester«, der nicht nur beim Münchner Filmfest prämiert wird, sondern auch den deutschen Fernsehrpreis ver.di bekommt (2005). »42 plus« (2007) ist die Geschichte von Christine, die trotz ihrer

schwierigen Ehe gemeinsam mit ihrem Mann und ihrer pubertierenden Tochter auf die italienische Insel Ischia in den Urlaub fährt und sich dort auf eine Affäre mit einem sehr viel jüngeren Mann einlässt.

»Eine von 8« (2008) ist eine Dokumentation über die Schauspielerin Frederike und die Straßenbahnfahrerin Marijana, die sich bei der Chemotherapie kennen lernen: Eine von acht Frauen erkrankt in Österreich im Lauf ihres Lebens an Brustkrebs. Es ist das Portrait zweier Frauen, die den Kampf gegen eine lebensbedrohliche Krankheit aufgenommen haben und sich gegenseitig über ihre Hoffnungen und Ängste austauschen. Das Spezifische an der Herangehensweise ist in diesem Film, dass die Protagonistinnen selbst mit Kameras ausgestattet werden, um ihren Alltag unabhängig von gemeinsamen Drehterminen filmen und dabei die Intensitätsgrade selbst wählen können, mit der sie bestimmten Situationen darstellen. Auch in dieser Dokumentation verzichtet Sabine Derflinger auf Effekte und stellt Beobachtungen ins Zentrum. »Ich will einen nüchternen Blick auf etwas werfen«, erklärt sie »mit dem die meisten von uns nicht konfrontiert werden wollen, nämlich mit der Tatsache, irgendwann einmal sterben zu müssen«.

Sie versteht die Filme, bei denen sie Regie führt, nicht als ihr alleiniges Werk; sie möchte sich Zeit nehmen, um mit den SchauspielerInnen gemeinsam Rollen weiterzuentwickeln. Sabine Derflinger greift Anregungen auf und hat dabei nicht das Bedürfnis, alles detailliert vorzuschreiben. »Ich bin immer auf der Suche nach neuen Erzählmöglichkeiten und die Grenze zwischen Spiel- und Dokumentarfilm reizt mich«, ist auf ihrer Homepage zu lesen. Den Anspruch, alles unter Kontrolle zu haben und im Vorfeld abklären zu können, hat sie längst aufgegeben. Vielmehr arbeitet sie mit den Möglichkeiten, die aus dem Moment heraus entstehen.

Neben ihrer Regietätigkeit ist sie immer wieder auch im Bereich Produktion aktiv, wie etwa in Clarissa Thiemes »Was bleibt« (2009), der die Leerstellen aufzeigt, die der Krieg in Bosnien Herzegowina zurückgelassen hat, oder Jasmila Zbanics »For those who can tell no Tales« (2013), der die Autorin Kym nach Bosnien begleitet. 2010 gründet sie die Produktionsfirma *Derflinger Film*.

In »Tag und Nacht« (2011) greift sie das feministisch sehr kontroversiell diskutierte Thema Sexarbeit auf. Hanna und Lea, zwei junge Frauen, die seit ihrer Kindheit eine enge Freundschaft verbindet, entscheiden sich bei einem Escort Service zu arbeiten. Auch wenn die beiden das freiwillig tun, so würden patriarchale Machtverhältnisse dabei doch nicht ausgeschaltet und der Preis sei hoch, so die Aussage des Filmes. In der österreichischen »Tatort«- Folge »Angezählt« (2013) verschiebt sie diese Thematik in den Kontext von Frauenhandel, Zwang, Missbrauch und extremer Gewalt. 2014 wird sie dafür mit dem *Grimme-Preis* ausgezeichnet.

»Angezählt« ist bereits der zweite österreichische »Tatort« von Sabine Derflinger, davor hatte sie bereits »Falsch verpackt« (2012) gedreht. In »Borowski und das Meer« führt sie 2014 bei einem Kieler Tatort Regie. Die Unterwasseraufnahmen und die Art und Weise, in der die Küstenlandschaft in die Handlung einbezogen werden, erinnern in mancher Hinsicht an eine Dokumentarfilmästhetik. Die Umgebung »hat sich auf die Geschichte, den Rhythmus der Erzählung und den Schnitt übertragen« (zit. aus: www.daserste.de), erklärt Derflinger.

In den letzten Jahren sammelt sie auch zahlreiche Erfahrungen im Seriengenre. So führt sie Regie bei einigen Folgen von »Paul Kemp – Alles kein Problem« (2013), mit Harald Krassnitzer als Mediator Paul in der Hauptrolle. »Vier Frauen und ein Todesfall« erzählt die Abenteuer von vier selbstberufenen Detektivinnen,

die den Machenschaften in der Ortschaft Ilm auf den Grund gehen. Im Frühsommer 2014 übernimmt Sabine Derflinger in der ORF-Serie »Vorstadtweiber«, einem Portrait von fünf Ehefrauen aus der besseren Gesellschaft, die in ihren Vorstadtvillen langsam von der Realität eingeholt werden, die Regie der ersten 5 Folgen (Ausstrahlung für 2015 geplant). Ihr neuestes Projekt, der TV-Spielfilm »Twilight over Burma«, über die Kärntnerin Inge Sargent, (Drehbeginn im September 2014 in Österreich) führte sie u.a. auch zu Dreharbeiten nach Asien.

Filme und Serien von Sabine Derflinger:

42plus (2007), Spielfilm

Eine von 8 (2008), Dokumentarfilm

Tag und Nacht (2011), Spielfilm

Vier Frauen und ein Todesfall (2013), Serie, ORF

Tatort – Angezählt (2013), Krimiserie, ORF

Johanna Dohnal

erhält 2008 den Ehrenpreis
für ihr Lebenswerk

Frauen müssen für ihre Rechte selber kämpfen, geschenkt wird ihnen nichts, lautete Johanna Dohnals Credo. Sie selbst hat viele Kämpfe ausgefochten und wie keine andere die Frauenpolitik in Österreich geprägt. Unter Frauenpolitik verstand sie aktive Gleichstellungspolitik und setzte Themen wie Straffreiheit für Schwangerschaftsabbruch, Ausbau der Kinderbetreuungs-einrichtungen, Schutz vor Gewalt einschließlich sexueller Belästigung sowie Frauenquoten auf die politische Agenda. Johanna Dohnal war eine überaus engagierte Politikerin, sie griff auch Forderungen der neuen (autonomen) Frauenbewegung auf, war unbequem, aber aufgrund ihrer Konsequenz sehr oft erfolgreich. »Sie hatte ein besonderes Talent fürs Politische, ein feines Gespür dafür, was möglich war und ausgereizt, was gerade noch ging«, stellt die Historikerin Maria Mesner fest (zit. in: *diestandard*, 18.03.2013).

Als Johanna Dietz wird sie 1939 in Wien geboren. Sie macht eine Lehre zum Industriekaufmann, so die damalige Bezeichnung, und arbeitet als kaufmännische Angestellte. Mit knapp 17 Jahren tritt sie der SPÖ bei. 1969 wird sie im 14. Wiener Gemeindebezirk (Penzing) Bezirksrätin, 1971 zur Vorsitzenden der Penzinger Sozialistinnen gewählt. Obmännin heißt dies damals noch. Ab 1972 arbeitet sie mehr als sieben Jahre lang in der Parteizentrale der SPÖ als Wiener Landesfrauensekretärin. 1973 wird sie Wiener Gemeinderätin und Landtagsabgeordnete. Seit 1974 ist sie Mitglied des Bundesfrauenkomitees.

Es ist dies die Zeit der SPÖ-Alleinregierung, die es der Partei ermöglicht, längst überfällige Reformen wie die bereits in den 1920-er Jahren von Sozialdemokratinnen geforderte Reform des Familienrechts und die Abschaffung des § 144 des Strafrechts, der Schwangerschaftsabbruchs unter Strafe stellt, in die Wege zu leiten. Gleichzeitig sind dies die ersten Jahre der autonomen Frauenbewegung, deren wesentliche inhaltliche Forderungen die völlige Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs und die Enttabuisierung des Themas »Gewalt gegen Frauen« sind. Der Kampf um die Straffreiheit des Schwangerschaftsabbruchs (»Fristenregelung«), an dem sich Johanna Dohnal innerhalb der SPÖ aktiv beteiligt, politisiert sie in feministischem Sinn. 1973 wird die »Fristenregelung« beschlossen, 1975 tritt sie in Kraft. 1974 initiiert Johanna Dohnal die Gründung des Komitees »Helfen statt strafen«, das die Durchführung der Fristenreglung in Wiener Spitälern sicherstellt und die Gründung von zwei Familienberatungsstellen forciert ebenso wie die Verbreitung von Informationen über Empfängnisverhütung. Entgegen heftiger Kritik vonseiten konservativer PolitikerInnen, Eltern und LehrerInnen setzt sie Jahre später die Einführung des *Medienkoffers Sexualerziehung* an den Schulen durch, mit dessen Hilfe Kindern elementares Wissen über ihren eigenen Körper vermittelt werden soll.

Mitte der 1970er Jahre gelingt auch eine umfassende Reform des Familienrechts. Der Ehemann ist nicht länger Oberhaupt der Familie

und kann seiner Ehefrau nicht mehr verbieten, berufstätig zu sein.

Ende der 1970er Jahre beginnt Johanna Dohnal, Selbstbewusstseinsseminare für Frauen zu organisieren, die auf großes Interesse stoßen, in Teilen der eigenen Partei jedoch auch auf Widerstand. Sie zerstöre mit diesen Seminaren, so lautet der Vorwurf, die Familien; Männer von Seminarteilnehmerinnen würden aus der SPÖ austreten, weil sie nun mit einer Emanze verheiratet sind. Dohnal lässt sich nicht einschüchtern. Sie setzt sich (vergeblich) für eine Verkürzung der täglichen Arbeitszeit (»Sechsstundentag«) ein, um Frauen und Männern die partnerschaftliche Teilung der Hausarbeit und Kinderbetreuung zu erleichtern sowie (mit Erfolg) für die Möglichkeit, dass auch Väter nach der Geburt eines Kindes in Karenz gehen können.

Zur selben Zeit unterstützt sie ein von Sozialarbeiterinnen entworfenes Konzept für ein autonomes Frauenhaus. Der politische Widerstand dagegen ist »nicht von schlechten Eltern«, wie sie selbst sagt. Doch Johanna Dohnal beweist Stärke. 1978 wird Österreichs erstes Frauenhaus in Wien tatsächlich eröffnet.

1979 schafft Bruno Kreisky im Zuge einer Regierungsumbildung vier neue Staatssekretariate, zwei davon ausschließlich für Frauenfragen zuständig, und besetzt alle vier mit Frauen. Eine davon ist Johanna Dohnal. Sie wird Staatssekretär für allgemeine Frauenfragen im Bundeskanzleramt. Kreiskys Entscheidung, den Frauenanteil in der Regierung deutlich zu erhöhen, löst erst einmal einen Schock aus - innerhalb der SPÖ, in der Öffentlichkeit und auch im Parlament. Seinen eigenen Aussagen zufolge erschüttert Kreisky am meisten die Reaktionen der Männer in den eigenen Reihen. Sein Fazit: »Bei der Todesstrafe und der Emanzipation der Frau darf man die Basis nicht fragen. Denn die Basis (...) ist primär reaktionär.« (Zit. in: Kurier, 13.10.1979) Mit der Schaffung eigener Frauenstaatssekretariate löste Kreisky Frauenpolitik erstmals aus dem Bereich der Familienpolitik heraus und etablierte Frauenpolitik als eigenständigen Politikbereich.

Auch als Regierungsmitglied ist es Johanna Dohnal wichtig, dass Politik für die Frauen mit den Frauen gemacht wird. Zu diesem Zweck veranstaltet sie regelmäßige Frauenenqueten in Wien und Frauenforen in den einzelnen Bundesländern als Diskussionsplattform für Frauen aus allen gesellschaftlichen, politischen und konfessionellen Bereichen. Bewusstseinsbildung ist ihr ein großes Anliegen. Sie stellt immer wieder klar, wo überall Machtungleichheiten zwischen den Geschlechtern bestehen. Die Möglichkeit der eigenständigen Existenzsicherung für Frauen (auch im Alter) ist neben dem Schutz vor Gewalt ihr größtes Anliegen. Sie setzt sich ein für gleiche Lehrpläne für Mädchen und Buben und für geschlechtsneutrale Stellenausschreibungen. Das Ziel von Bildungskampagnen wie »Töchter können mehr« ist es, Mädchen zu motivieren, andere als die traditionellen (und traditionell schlecht bezahlten) Frauenberufe zu ergreifen.

Anfang der 1980er Jahre, zur Zeit der beginnenden Friedensbewegung, gründet Johanna Dohnal den Arbeitskreis »Frieden – Abrüstung – Dritte Welt«, der zehn Jahre lang aktiv ist und unter anderem erreicht, dass gemäß dem Motto »Waffen sind kein Spielzeug« die Kasernenbesuche von Kindergarten- und Schulkindern vom Wiener Stadtschulrat untersagt werden.

1987 wird Johanna Dohnal Bundesvorsitzende der SPÖ-Frauen und stellvertretende Parteivorsitzende. 1988 kann sie sich endlich offiziell als Staatssekretärin bezeichnen. Denn eine von ihr initiierte Gesetzesänderung er-

möglicht es, Amtsbezeichnungen und Titel auch in weiblicher Form zu führen. Johanna Dohnal ist es wichtig, Frauen sprachlich sichtbar zu machen, denn Sprache beeinflusst unser Denken und das Bild, das wir uns von der Welt machen.

Im Nationalratswahlkampf 1990 machen sich die SPÖ-Frauen für die Aufwertung des Ressorts bzw. die Umwandlung des Staatssekretariats in ein Frauenministerium stark. Nach einigem Zögern und Drängen gelingt dies: Anfang 1991 wird Johanna Dohnal als erste Frauenministerin Österreichs angelobt. Etwa zur gleichen Zeit wird auch die Einrichtung der Anwältin für Gleichbehandlungsfragen, aus der später die Gleichbehandlungsanwaltschaft hervorgeht, in den Zuständigkeitsbereich der Frauenministerin übertragen.

1993 tritt das vom Büro der Frauenministerin ausgearbeitete Bundes-Gleichbehandlungsgesetz für den öffentlichen Dienst in Kraft.

Nachdem die SPÖ bei den Wahlen 1994 erhebliche Verluste hinnehmen muss, entschließt sich Bundeskanzler Vranitzky, das Regierungsteam »verjüngen«. Anfang April 1995 endet Johanna Dohnals Tätigkeit als Regierungsmitglied. Im Herbst desselben Jahres legt sie den Vorsitz der SPÖ-Frauen zurück. Ein Viertel Jahrhundert Politik sei genug, erklärt sie; sie wolle den reichen Schatz ihrer Erfahrungen aus einiger Distanz auswerten, auch wenn sie es vermissen werde sich einzumischen (Ö1 Mittagsjournal, 30.08.1995).

Fallweise ist Johanna Dohnal auch in ihrem Ruhestand intensiv politisch tätig. Sie unterstützt das Frauenvolksbegehrens 1997 und fünf Jahre später das Volksbegehren Sozialstaat, und sie empört sich öffentlich über den Umgang mit AsylwerberInnen und Schubhäftlingen. Zu ihrem 65. Geburtstag schenken ihr die SPÖ-Frauen Teilstipendien für Studentinnen, die zum Thema Geschlechtergerechtigkeit forschen (heute: Johanna-Dohnal Förderpreise). 2005 wird sie zur »Bürgerin der Stadt Wien« ernannt, 2009 wird ihr der Titel Professorin verliehen. Aus einer von ihr am *Institut für Politikwissenschaft und Soziologie* in Innsbruck gehaltenen Vorlesungsreihe geht das Buch *Johanna Dohnal – Innenansichten österreichischer Frauenpolitiken* (2008) hervor.

Am 20. Februar 2010 stirbt Johanna Dohnal - ganz plötzlich – in ihrem Haus in Mittergrabern (NÖ). Dort hatte sie mit ihrer langjährigen Partnerin Annemarie Aufreiter gelebt, mit der sie einige Wochen zuvor eine eingetragene Partnerschaft eingegangen war. Die rechtliche Möglichkeit dafür bestand erst seit Jänner dieses Jahres.

2011 erfolgt die Benennung einer städtischen Wohnhausanlage in Penzing (Jenullgasse 18-26) in Johanna-Dohnal-Hof, und 2012 wird im 6. Wiener Gemeindebezirk ein Platz nach ihr benannt. 2013 erscheint *Johanna Dohnal - Ein politisches Lesebuch*, das Reden der wohl bekanntesten österreichischen Frauenpolitikerin einem breiten Publikum zugänglich macht und ihre politische Arbeit in einen zeitgeschichtlichen Zusammenhang stellt.

Wichtige frauenpolitische Errungenschaften zur Zeit Johanna Dohnals:

Straffreiheit für Schwangerschaftsabbruch (1975)

Familienrechtsreform (1976 - 1978)

Österreichs erstes Frauenhaus in Wien (1978)

Novellierungen des Gleichbehandlungsgesetzes für die Privatwirtschaft (1979ff.)

Förderungsprogramm für Frauen im Bundesdienst (1981)

Mutterschutz für Bäuerinnen und Selbständige (1982)

Einvernahme von weiblichen Opfern eines Sexualdelikts durch Kriminalbeamtinnen (1983)

Vergewaltigung in der Ehe als Straftatbestand (1989)

Beseitigung der Amtsvormundschaft für unehelich geborene Kinder (1989)

Verweis eines gewalttätigen Ehepartners aus der Wohnung (1990)

Elternkarenz (1990)

Bundes-Gleichbehandlungsgesetz für den öffentlichen Dienst (1993)

Einbeziehung des Krankenpflegepersonals in Nachtschwerarbeitsgesetz (1993)

Literatur

Feigl, Susanne (2002) *Was gehen mich seine Knöpfe an? Johanna Dohnal. Eine Biografie.* Wien

Kreisky, Eva; Niederhuber, Margit (Hg.) (1998) *Johanna Dohnal. Eine andere Festschrift*. Wien

Mesner, Maria; Niederkofler Heidi (Hg.) (2013) *Johanna Dohnal - Ein politisches Lesebuch.* Wien

Thurner, Erika; Weiss Alexandra (Hg.) (2008) *Johanna Dohnal – Innenansichten Österreichischer Frauenpolitiken*, Innsbrucker Vorlesungen. Innsbruck/Wien/Bozen

Brigitte Ederer

ausgezeichnet 2006
für besondere Leistungen im Bereich
Wirtschaft und Management

Als Brigitte Ederer 1995 Bundesgeschäftsführerin der SPÖ wird, schenken ihr die Jugendorganisationen, in denen sie früher selbst aktiv gewesen ist, Boxhandschuhe – ein Symbol, an das sie sich auch in ihrer späteren beruflichen Laufbahn erinnern möchte und stets sichtbar in ihrem Büro platziert. Durchboxen sollte sich Brigitte Ederer nicht nur in ihren politischen Ämtern, sondern auch in ihrer späteren Karriere als Industriemanagerin müssen.

1956 in Wien geboren, studiert sie an der *Universität Wien* Volkswirtschaft. Die 1970er Jahre sind von einer »Aufbruchsstimmung« und sozialen Aufstiegschancen geprägt. Nicht zuletzt die Kreisky-Ära hat den Möglichkeitsraum dafür geschaffen, so Ederer, dass sie –als Kind einer alleinerziehenden Arbeiterin– studieren kann. Während des Studiums ist sie beim VSStÖ (heute: *Verband Sozialistischer Student_Innen*) aktiv und findet schließlich eine Anstellung in der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der AK (*Kammer für Arbeiter und Angestellte*). Brigitte Ederer hat 1980 ihr Studium abgeschlossen und ist in den kommenden Jahren stellvertretende Vorsitzende der *Sozialistischen Jugend*. Zu dieser Zeit beginnt sie auch sich in der SPÖ Leopoldstadt zu engagieren, 1983 wird sie schließlich Nationalratsabgeordnete. Im Jahr 1990 wird sie zur stellvertretenden Klubobfrau gewählt und hat diese Position bis zu ihrer Ernennung zur Staatssekretärin für Europafragen 1992 inne.

Als sie kurz nach Amtsantritt als Staatssekretärin im Radio Ö1 »in Journal zu Gast« ist, möchte der interviewende Reporter wissen, warum sie sich niemals mit der doch so wichtigen Frage der Frauenemanzipation beschäftigt habe (zit. in: Ö1 *Mittagsjournal*,, 11.04.1992). Ob sie das Thema nicht mehr betroffen hätte, weil sie zu jung sei, um noch eine Benachteiligung gespürt zu haben? Dieser These muss sie widersprechen; gerade weil sie oft als einzige Frau in politischen Gremien sitzt –die prinzipiell mit der Anrede »sehr geehrte Herren« eingeleitet werden– weiß sie sehr wohl um die Geschlechterungleichheit. Für sie selbst waren eben andere Themen genauso brennend, muss sie sich rechtfertigen, wie die Ausgestaltung der Staatstätigkeit, die politische Zukunft der Sozialdemokratie oder der Kampf gegen Ungleichheit angesichts komplexer und heterogener werdender Bedürfnisse.

Die politischen Themen, mit denen sie sich in den kommenden Jahren als Staatssekretärin auseinandersetzt, stehen eng mit der Frage des EU-Beitritts in Zusammenhang. »Österreich kann nur als EG-Mitglied weiter Österreich bleiben«, wirbt Brigitte Ederer damals vor dem Referendum (zit. in: Ö1 *Mittagsjournal*, 03.08.1992). Mit dem »Ederer-Tausender« prophezeit sie Ersparnisse für KonsumentInnen. Obwohl sie damals gemeinsam mit Alois Mock in Brüssel verhandelt, ist es dennoch in erster Linie der ÖVP-Außenminister, der nach der positiven Volksabstimmung im Juni 1994 mit dem österreichischen EU-Beitritt assoziiert wird. Zehn Jahre nach dem Beitritt ziehen Ederer und Mock im *FALTER* ein Resümee ihrer damaligen Zusammenarbeit, für das Ederer angeblich zum

ersten Mal die ÖVP Zentrale in der Lichtenfelsgasse betritt. Während Ederer Mock das Versprechen abringen kann, sie künftig nicht mehr als Sozialistin, sondern als Sozialdemokratin zu bezeichnen, erzählt Alois Mock, er habe sich bei Brigitte Ederer immer gefragt: »Ist sie eine Linke oder ist sie keine? Es kam ja selten vor, dass wir unterschiedlicher Meinung waren« (zit. in: *FALTER* 29/5).

Unter Brigitte Ederer bezieht die SPÖ übrigens zum ersten Mal Stellung gegen die §§ 220 und 221, die Lesben und Schwule diskriminieren.[1] In keinem anderen Land der EU gibt es eine derart diskriminierende Gesetzeslage, argumentiert sie und sie fordert die Streichung der Paragraphen, die 1997 auch tatsächlich erreicht wird.

Von 1995 bis 1997 ist Brigitte Ederer Bundesgeschäftsführerin der SPÖ, danach wechselt die Volkswirtschafterin von der Bundes- in die Landespolitik und übernimmt in Wien die Funktion der Finanz- und Wirtschaftsstadträtin. 2000 verabschiedet sich Ederer schließlich aus der Politik. In der Zeitung liest sie zwar noch immer den Politikteil als erstes, wie sie später erzählt, die Umgangsformen der Politik vermisst sie allerdings nicht.

Nach Beendigung ihrer politischen Laufbahn macht sie auch in der Wirtschaft innerhalb weniger Jahre Karriere. Nach nur fünf Jahren als Vorstandsmitglied von Siemens Österreich wird sie 2005 zur Generaldirektorin und Vorstandsvorsitzenden ernannt. Als sie 2006 mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet wird, argumentiert die Jury ihre Entscheidung damit, dass Ederer als »mächtigste Managerin des Landes« eine Vorbildfunktion für Mädchen und Frauen einnimmt –»eine wichtige Begleiterscheinung ihrer Karriere«. Im Laufe ihrer beruflichen Tätigkeit nimmt Brigitte Ederer immer wieder Bezug auf die Schwierigkeiten, denen Frauen im Erwerbsleben begegnen. Sie ist überzeugt davon, dass immer mehr Frauen den hart erkämpften Zugang zum Berufsleben nicht mehr aufzugeben bereit sind und Männer künftig stärker in die Verantwortung für die traditionell weiblichen Tätigkeitsbereiche wie Haushaltsführung und Kindererziehung genommen werden müssen. Gleichzeitig kritisiert sie, dass es insbesondere in Österreich und Deutschland schwer ist, eine Erwerbsbiographie mit Mutterschaft zu vereinbaren. Frauen, die sich wie sie selbst gegen Kinder entscheiden, wird vonseiten der Gesellschaft zudem oft ein schlechtes Gewissen eingeredet. Alles lässt sich im Leben aber nicht unter einen Hut bringen, meint sie kürzlich und warnt vor dem Burnout-Risiko, das perfektionistische Ansprüche oft mit sich bringen: »Gerade junge Leute sind heute so aufgewachsen, als wäre alles möglich. Es ist aber nicht alles möglich. Man kann nicht einen sehr spannenden Job haben, sehr gut verdienen, Kinder haben, eine vollkommen funktionierende Familie und dann abends ausschauen wie Claudia Schiffer. Das wird nicht klappen. Diese Erkenntnis ist der heutigen Gesellschaft fast am schwierigsten zu vermitteln« (zit. in *zeit.de*. 14.8.2014).

Brigitte Ederer war in vielen Tätigkeiten die erste Frau, etwa die erste Nationalratsabgeordnete der SPÖ unter dreißig, die erste weibliche Bundesgeschäftsführerin der SPÖ und die erste Finanz- und Wirtschaftsstadträtin Wiens. Auch im Siemens Konzern war sie die erste Frau in einer solchen Position. Obwohl sie in den zahlreichen Aufsichtsräten, in denen sie aktiv ist, hauptsächlich von Männern umgeben ist, lehnt Brigitte Ederer eine gesetzlich festgelegte Frauenquote in Aufsichtsräten ab, wie sie vor einigen Jahren erklärt. Die Aufsichtsratquote würde zu spät in der Biografie von Frauen greifen. Vielmehr müssten Frauen zwischen dreißig und vierzig gefördert werden, damit sie später für eine solche Position qualifiziert sind.

Im Jahr 2010 wird Brigitte Ederer nicht nur Obfrau des Fachverbandes des Elektro- und Elektronikindustrie innerhalb der *Öster-*

reichischen Wirtschaftskammer, sie wechselt auch zur Siemens AG nach München, wo sie unter anderem den Bereich *Corporate Human Resources* betreut. Bis zu ihrer frühzeitigen Abberufung im September 2013 ist sie dort für rund 370.000 MitarbeiterInnen zuständig. Ein Jahr später beginnt mit der Wahl zur Präsidentin des ÖBB-Aufsichtsrates ein neues Kapitel in Ederers Berufsleben.

Wichtige Etappen in Brigitte Ederers beruflicher Tätigkeit:

Staatssekretärin für Europafragen (1992-1995)

Bundesgeschäftsführerin der SPÖ (1995-1997)

Wiener Finanz- und Wirtschaftsstadträtin (1997-2000)

Geschäftführerin von Siemens Österreich (2005-2010)

Personalchefin der Siemens AG, München (2010-2013)

Präsidentin des ÖBB-Aufsichtsrates (seit 2014)

Anmerkung

1 v§ 220 StGB: Werbung für gleichgeschlechtliche Handlungen
§ 221 StGB: Verbindungen zur Begünstigung gleichgeschlechtlicher Handlungen

Zeynep Elibol

ausgezeichnet 2008 für ihr
Engagement im Bereich Bildung

Als Direktorin der *Islamischen Fachschule für Soziale Bildung* ist es Zeynep Elibol ein großes Anliegen, ihrer Schülerinnen und Schüler in ihren persönlichen Interessen und Begabungen zu unterstützen. Mädchenförderung ist dabei ein zentraler Aspekt und bedeutet für sie, Mädchen die Möglichkeit zu geben Verantwortung zu übernehmen und eigene Entscheidungen zu treffen, sie nicht zu entmündigen. Dafür wird sie 2008 mit dem *Frauenpreis der Stadt Wien* ausgezeichnet.

Zeynep Elibol wird 1964 in Istanbul geboren. Im Altern von vier Jahren geht sie mit ihren Eltern nach Schleswig Holstein (D), wo sie die Schule besucht. Als die Familie später wieder nach Istanbul zieht, schließt sie dort das Gymnasium ab und inskribiert sich für technische Physik an der *Technischen Universität Istanbul*. 1986 entschließt sie sich dazu ihre Ausbildung in Wien fortzusetzen. Um sich das Studium zu finanzieren, bewirbt sie sich bei der *Islamischen Glaubensgemeinschaft* als Religionslehrerin. Sie legt die dafür notwendige Prüfung ab und belegt pädagogische, soziologische und didaktische Fächer an der *Pädagogischen Akademie*. Seit 1988 unterrichtet sie islamische Religion, zunächst an Pflichtschulen, später an AHS und BHS. Der Unterricht bereitet ihr Freude, fordert sie allerdings auch. Wenn sie am Schulanfang in eine neue Klasse kommt, fragen die SchülerInnen oft sofort, wie viele Kinder sie hat. In Istanbul aufgewachsen, überrascht sie die Selbstverständlichkeit der Mädchen, mit siebzehn oder achtzehn zu heiraten. Sie diskutiert mit ihnen Rollenverständnisse, vermittelt ihnen die Bedeutung von Bildung und einer eigenen ökonomischen Basis. Nachdem ihr nicht nur der praktische Aspekt ihrer Arbeit gefällt, sondern auch die theoretischen Diskussionen an der Hochschule, inskribiert sie sich schließlich an der *Universität Wien* für Bildungswissenschaften und Politikwissenschaft. 1999 schließt sie das Pädagogikstudium mit einer Vergleichsstudie über soziale und Bildungsprobleme türkischer Frauen in Österreich, Deutschland und der Türkei ab.

Zeynep Elibol bereut es keineswegs, sich davor so viele Jahre mit Physik beschäftigt zu haben. Eine naturwissenschaftliche Ausbildung ist ihrer Meinung nach eine Bereicherung im Leben jedes Menschen. Als muslimische Frau hat sie sich an der *Technischen Universität Wien* allerdings mit einer doppelten Hürde konfrontiert gesehen. Nicht nur fällt sie wegen ihrer Kopfbedeckung auf, sie ist als Frau in den 1980er Jahren eine seltene Erscheinung an einer technischen Hochschule in Österreich. Es gibt damals kaum weibliche Studierende, schon gar keine Assistentinnen, Dozentinnen oder Professorinnen. Der Schock ist groß gewesen, erzählt sie, schließlich war sie aus Istanbul einen Frauenanteil von mindestens 40% im Physikstudium gewöhnt. Der Ellenbogentechnik und Resistenz der Männer will sie sich irgendwann nicht mehr aussetzen. Neben ihrer Tätigkeit als Direktorin, unterrichtet sie heute Physik an der *Islamischen Fachschule*.

Die Einrichtung entsteht 2002 auf Initiative der *Islamischen Glaubensgemeinschaft*.

Mit ihr gemeinsam soll ein Schultyp konzipiert werden, der jene SchülerInnen von der 9. bis zur 11. Schulstufe fördert, die im allgemeinen und berufsbildenden höheren Schulsystem aufgrund der hohen Anforderungen oder restriktiven Aufnahmekriterien nicht Fuß fassen können. Eine wichtige Motivation ist es damals auch, Mädchen und jungen Frauen Perspektiven jenseits einer frühen Heirat zu geben, sie in ihren Begabungen zu bestärken und ihnen eine berufliche Orientierungshilfe zu bieten. An der Fachschule bekommen die SchülerInnen (der Mädchenanteil liegt bei etwa 85%) Einblicke in verschiedene Berufsfelder, wobei der Fokus auf sozialen und Gesunheitsberufen liegt. So wird beispielsweise das Basismodul für Assistenzberufe im Gesundheitsbereich angeboten, das nach dem Schulabschluss mit einem Aufbaumodul in einer Einrichtung ergänzt werden kann, in der sich die SchülerInnen auf Ordinationsassistenz, Laborassistenz oder OP-Assistenz spezialisieren können. Manche AbsolventInnen, die aufgrund ihrer Zweisprachigkeit sehr gefragt sind, interessieren sich für den Pflegeberuf, andere werden diplomierte/r Krankenpfleger/in oder studieren später Medizin. Zusätzlich wird die Möglichkeit geboten, in den Bereich der Elementarpädagogik hineinzuschnuppern. In der Schule wird Pädagogik, Psychologie und elementare Musikerziehung unterrichtet, im letzten Schuljahr haben die SchülerInnen außerdem die Gelegenheit ein Praktikum in einer Kindergruppe zu absolvieren. Nach Schulabschluss können sie als AssistentIn in einer Kindergruppe/im Kindergarten arbeiten oder diesen Beruf ausüben, um sich das Studium zu finanzieren. Die SchülerInnen werden außerdem im Bereich Kommunikation und Präsentationstechniken geschult, immer wieder gestalten sie Beiträge, die auf *Radio Orange* gesendet werden. Geschlechtergerechter Unterricht gehört zentral zum Schulprofil: Neben den Genderbeautragten unter den LehrerInnen gibt es zusätzlich noch genderbeauftragte SchülerInnen in jeder Klasse, die Augen und Ohren offen halten und mitunter auch LehrerInnen an die Verwendung geschlechtergerechte Sprache erinnern, erzählt Zeynep Elibol.

Sie selbst unterrichtet neben Physik auch Umweltbildung. Darin geht es um Umweltschutz, schonenden Umgang mit Ressourcen, Wasser- und Abfallwirtschaft. Mit der relativ kleinen Anzahl von sieben Klassen übernimmt sie den Großteil der administrativen Tätigkeiten selbst und kümmert sich um Stundenpläne, Einteilung von Sublierstunden und Öffentlichkeitsarbeit. Unterstützt wird sie dabei lediglich von einer Sekretärin. Sie führt kontinuierlich Gespräche mit LehrerInnen und Eltern. Von den Eltern fühlt sie sich in ihrer Funktion generell sehr respektiert, sie muss aber durchaus Überzeugungsarbeit leisten, zum Beispiel damit Schülerinnen auf die Schullandwoche mitfahren dürfen. Sehr positive Momente erlebt sie, wenn ehemalige SchülerInnen sie besuchen, sich bedanken und erzählen, was sie erreicht haben. Auch wenn sie in der Vergangenheit als Frau bereits in ihrer Führungsposition in Frage gestellt worden ist, gibt es aktuell ein sehr gutes und solidarisches Klima im Kollegium.

Neben ihrer Tätigkeit als Direktorin hält Zeynep Elibol immer wieder Voträge zu transkulturellen und interreligiösen Themen. So spricht sie etwa 2008 an der Universität Wien in der Ringvorlesung »Zwangsfreiheiten« über ihren Beitrag zur Kopftuchdebatte im gleichnamigen Sammelband.[1] Außerdem wird sie in Gesundheitseinrichtungen als Expertin im Bereich Palliative Care eingeladen. Dabei kann sie auf ihre Praxis als Seelsorgerin für muslimische PatientInnen zurückgreifen, der sie während ihrer Zeit als Religionslehrerin in den 1990er Jahren vor allem an der Wiener *Semmelweisklinik* ehrenamtlich nachgegangen ist.

Die Wichtigkeit von »lebenslangem Lernen« vermittelt sie nicht nur ihren SchülerInnen, sie praktiziert es auch selbst. Kürzlich hat sie die Ausbildung zur diplomierten Bur-

nout-Prophylaxetrainerin abgeschlossen und widmet sich nun zum Ausgleich zu ihren administrativen Tätigkeiten der Praxis des Qigong. Sich selbst und ihr Umfeld für einen gesunden Zugang zu sich zu sensibilisieren, andere darin zu bestärken, das Leben zu genießen, liegt ihr am Herzen. Aktuell denkt sie über eine Publikation in diesem Bereich nach.

Zeynep Elibols Tätigkeiten im Bildungsbereich:

Förderung von Mädchen in ihrer Arbeit als islamische Religionslehrerin (1988-2002)

Konzeption und Direktion der Islamischen Fachschule für Soziale Bildung, Wien (seit 2002)

Expertin im Bereich Palliative Care

Vortragende und Autorin zu transkulturellen Themen

Anmerkung

1 Elibol, Zeynep (2008) Politisierter Stoff – Perspektiven zwischen Selbstbestimmung und Fremdzuschreibung. In: Sauer, Birgit; Strasser, Sabine (Hgg.) *Zwangsfreiheiten. Multikulturalität und Feminismus*. Wien.

Elke Graf

ausgezeichnet 2015 in der Kategorie »Selbstbestimmung über den eigenen Körper«

Mit »Umsicht und Weitsicht« setzt sich Elke Graf als Geschäftsführerin des *pro:woman* Ambulatoriums für Sexualmedizin und Schwangerenhilfe für die »Selbstbestimmung über den eigenen Körper« ein.[1] Für ihr Engagement wurde Graf 2015 mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet.

Elke Graf wurde 1968 in Mürzzuschlag geboren. Nach Besuch der HTL absolvierte Graf einen *Master of Business Administration*. Im Jahr 2005 übernahm die Betriebswirtin die Geschäftsführung des bereits bekannten Ambulatoriums am Fleischmarkt. Unter ihrer Leitung wurde die Tagesklinik komplett umgebaut, der Tätigkeitsbereich wurde erweitert. *pro:woman* versteht sich als Ansprechpartnerin in allen Belangen, »nicht nur auf der medizinischen Ebene, sondern auch auf der psychosozialen Ebene.«[2] Mit der neuen Geschäftsführerin bekam das Ambulatorium auch einen neuen Namen. Der Name soll eine Botschaft sein: »pro:woman ist eine Botschaft an die Frauen – es gibt jemanden, der sie nicht im Stich lässt.«[3]

Seit 1975 ist der Schwangerschaftsabbruch bis zum Ende des dritten Monats in Österreich straffrei. Das Parlament stimmte dieser so genannten »Fristenlösung« zu. Letztendlich hätten sich »jene Kräfte durchgesetzt, die die Frauen in ihrer Entscheidungsfreiheit respektieren«, erinnert sich der ehemalige ärztliche Leiter der Wiener Semmelweis-Klinik *Alfred Rockenschaub*, der an der Ausarbeitung der rechtlichen Grundlagen beteiligt war.[4] Ein Jahr nach der Fristenlösung eröffnete Rockenschaub gemeinsam mit der international tätigen *NGO IPAS* eine private Ordination. Dort fanden die ersten straffreien Schwangerschaftsabbrüche in Österreich statt. Drei Jahre später wurde aufgrund der großen Nachfrage das *Ambulatorium für Schwangerenhilfe* am Fleischmarkt 26 gegründet.

Heute beschäftigt das Ambulatorium ein Team von FachärztInnen, Psychologinnen, Lebens-, Sozial- und Familienberaterinnen, Pädagoginnen und diplomierten Krankenschwestern. Mehr als 35 Jahre Erfahrung haben laut Elke Graf gezeigt, »wie individuell die Situation einer ungewollten Schwangerschaft erlebt wird.«[5] *pro:woman* setzt deshalb ganz stark auf Beratung und Information. Es wird kein Schwangerschaftsabbruch ohne eine umfassende ärztliche und psychologische Beratung durchgeführt. Entscheidet sich eine Frau für den Abbruch, bietet das Ambulatorium neben einer persönlichen Betreuerin bei Bedarf eine intensive psychologische Beratung – egal wie lange der Eingriff zurückliegt.[6]

»Sich zu einem Schwangerschaftsabbruch [...] zu entscheiden, ist die alleinige Sache der Frau«, wird auf der Website von *pro:woman* klargestellt.[7] »Hier geht es um eine selbstbestimmte Entscheidung im Leben einer Frau. Sie entscheidet zu welchem Zeitpunkt und wie viele Kinder sie bekommt«, betont Graf im Portrait als Frauenpreisträgerin.[8] In der konkreten Situation gehe es genau darum, »diese richtige Entscheidung zu treffen.«[9] Graf weist darauf hin, dass immer auch »die Gesellschaft mit-

spielt, dass der Druck von außen mitspielt«.[10] Manchmal würden Frauen denken, unrichtig oder moralisch verwerflich zu handeln. Deshalb sei es wichtig zu erkennen, »dass es hier nicht um Standpunkte geht, sondern darum, dass die Entscheidungsfreiheit der Frau respektiert wird.«[11] Die Frage nach dem »warum« stellt für *pro:woman* ein Tabu dar.

Ein Schwangerschaftsabbruch in einem privaten Institut kostet in Österreich im Jahr 2013 zwischen 490 und 630 Euro.[12] In Wien gibt es für Frauen in einer wirtschaftlichen Notlage die Möglichkeit, eine Kostenübernahme zu beantragen.[13] Eine Beratung ist dabei, so die Recherchen von *diestandard.at*, verpflichtend, auch wenn dies nicht der gesetzlichen Formulierung entspricht. Für private Institute zahlt die Stadt einen Teilbetrag von rund 300 Euro. »Den Restbetrag zu den tatsächlichen Kosten übernehmen wir dann aus unserem internen Sozialbudget«, erklärt Graf im Interview mit *diestandard.at*.[14] Dabei bedauert Graf, dass durch die Kostenübernahme die Anonymität verloren geht. Für *pro:woman* ist Anonymität aber ein wichtiges Anliegen.

Ganz allgemein sind die Rahmenbedingungen für einen Schwangerschaftsabbruch immer noch nicht österreichweit angeglichen. Abbrüche in öffentlichen Krankenhäusern sind nur in Wien, Linz und Salzburg möglich. Auch müssen Frauen den Abbruch in der Regel selbst bezahlen. Im Gegensatz dazu werden in anderen europäischen Ländern Abbrüche und Verhütungsmittel von staatlichen Einrichtungen übernommen. Obwohl die *Stadt Wien* hier einen anderen Weg beschreitet, wird das Angebot der Kostenübernahme bei finanzieller Notlage von der *MA 40* laut *diestandard.at* nicht beworben.[15] Dies zeigt, dass das Thema Schwangerschaftsabbruch in Österreich immer noch ein heikles Thema darstellt.

Seit 1994 bildet das *Zentrum für Vasektomie* einen wichtigen Bestandteil des Ambulatoriums. Das Zentrum wendet sich an Männer, die sich partnerschaftlich mit Verhütung auseinandersetzen. Doch obwohl die Sterilisation von Männern an Bedeutung gewonnen habe, seien auch hier Aufklärung und Information wichtig. »Es gilt nach wie vor, viele Mythen rund um das Thema zu beseitigen«, ist in der Publikation zum 30jährigen Jubiläum von *pro:woman* zu lesen.[16] Auch die Sterilisation der Frau stellt eine operative Möglichkeit der Langzeitverhütung dar, die im Ambulatorium angeboten wird. Viele Frauen greifen zu dieser Methode, um von Hormonen unabhängig zu sein.

Ein zentrales Tätigkeitsfeld der Institution ist auch die Prävention von Schwangerschaftsabbrüchen. »Wir wünschen uns mehr Aufklärung«, so Graf.[17] Sie sieht Bedarf an mehr Verhütungskompetenz in allen Altersstufen. Bei jungen Menschen, aber auch bei Frauen und Männern, die bereits Kinder haben. Deshalb bietet die Tagesklinik direkt vor Ort kostenlose Beratungen für Einzelpersonen, Paare und Gruppen an. Schulklassen werden zu Workshops in die Klinik eingeladen: »Die Menschen öffnen sich auch mehr, wenn sie zu uns herkommen«, weiß Graf aus Erfahrung.[18] Auf der Homepage von *pro:woman* finden sich zahlreiche Informationen zu Verhütungsmethoden. Die Internetplattform *www.proU.at* bietet Informationen speziell für junge Menschen.

Damit reagierte *pro:woman* auf einen bedenklichen Trend: Eine Statistik des Ambulatoriums zeigte, dass immer mehr sehr junge Frauen einen Schwangerschaftsabbruch bei *pro:woman* vornehmen lassen. War 2003 nur ein Prozent der Klientinnen zwischen 14 und 19 Jahre alt, waren es 2007 11 Prozent. 2016 waren es rund 7 Prozent. Auch das Unwissen über den eigenen Körper sei besorgniserregend: »90 Prozent wissen nicht, wann sie ihren Eisprung haben«[19], erzählt Graf. »Verhütung und der eigene Körper dürfen nicht länger tabu sein«[20], betont sie im Interview mit der *Wiener Zeitung*. Hier seien Eltern und öffentliche Institutionen gefordert.

In ihrer Arbeit sieht sich Graf »mit den komplexen Bereichen der Familienplanung, der Verhütung, des Schwangerschaftsabbruchs und sexueller Rollenbilder konfrontiert«[21]. Vernetzung mit anderen Institutionen und wissenschaftlicher Forschung haben deshalb einen hohen Stellenwert. Im Jahr 2010 hat das Ambulatorium anlässlich seines 30jährigen Bestehens erstmals den *pro:woman Award* verliehen. Hervorragende wissenschaftliche Arbeiten zu Familienplanung, Verhütung, Schwangerschaftsabbruch und sexuellen Rollenbildern wurden prämiert. Der mit 2.000 Euro dotierte Preis wurde auch 2012 und 2014 vergeben und zuletzt um die Themenbereiche Gender Studies und Frauenpolitik erweitert.

Das Selbstbestimmungsrecht der Frauen über den eigenen Körper muss weiterhin erkämpft werden. Dies bekommen die Mitarbeiterinnen von *pro:woman* direkt zu spüren. Seit vielen Jahren wird das Ambulatorium von fundamentalistischen AbtreibungsgegnerInnen heftig angegriffen. »Man hat es also nicht leicht, wenn man für selbstbestimmtes Leben von Frauen in der Praxis eintritt«, würdigt die *Jury des Wiener Frauenpreises* das Engagement von *Elke Graf* und ihrem Team.[22] *pro:woman* leistet gestern wie heute einen wichtigen Beitrag dazu, dass die Fristenlösung umgesetzt werden kann. Dies bringt die *WienerFrauengesundheitsbeauftragte Beate Wimmer-Puchinger* anlässlich des 30jährigen Bestehens der Klinik zum Ausdruck: »Ohne ihren Mut und Einsatz hätte die Umsetzung der Fristenregelung nicht passieren können.«[23] Dementsprechend stellt das Selbstbestimmungsrecht von Frauen für *Elke Graf* ebenso einen Auftrag für die Zukunft dar: »pro:woman ist auch eine Botschaft an uns selbst, die Aufforderung, nicht aufzuhören, die Rechte der Frauen zu respektieren.«[24]

Anmerkungen

1 Jury-Begründung

2 Wiener Frauenpreis 2015: Elke Graf, in: *https://www.youtube.com/watch?V=F2qaQ6OsLLo*

3 Pro:woman: »30 Jahre Ambulatorium für SeXualmedizin und Schwangerenhilfe«

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Homepage pro:woman: »Unsere Beratung«, in: *http://www.prowoman.at/ambulatorium.php?katid=37*

7 Homepage pro:woman: »Entscheidungsfreiheit!«, in: *http://www.prowoman.at/prowoman.php?katid=19*

8 Wiener Frauenpreis 2015: Elke Graf

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Pro:woman: »30 Jahre Ambulatorium für SeXualmedizin und Schwangerenhilfe«

12 Derstandard.at (2013): »Jährlich 20.000 bis 30.000 Abtreibungen in Österreich«, in: *http://derstandard.at/1373512361604/Schwangerschaftsabbrueche-Vermutlich-20000-bis-30000-pro-Jahr*

13 Stadt Wien: »Finanzielle Unterstützung bei Schwangerschaftsabbruch«, in: *https://www.wien.gV.at/sozialinfo/content/de/10/InstitutionDetail.do?it_1=2100594*

14 Elke Graf auf diestandard.at (2012), Artikel Von Sandra Ernst Kaiser: »Bezahlter Abbruch auf österreichisch«, in: *http://derstandard.at/1301874018846/Kommentare-Bezahlter-Abbruch-auf-oesterreichisch*

15 Ebd.

16 Pro:woman: »30 Jahre Ambulatorium für SeXualmedizin und Schwangerenhilfe«

17 Wiener Frauenpreis 2015: Elke Graf

18 Ebd.

19 Elke Graf auf diepresse.com (2009), Artikel Von Judith Lecher: »Verhütung: Teenager ‚skandalös uninformiert'«, in: *http://diepresse.com/home/panorama/jugend/375922/Verhuetung_Teenager-skandaloes-uninformiert*

20 Elke Graf auf wienerzeitung.at (2009), Artikel Von Petra Tempfer: »30 Jahre Abtreibungsklinik am Wiener Fleischmarkt«, in: *http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/chronik/237759_30-Jahre-Abtreibungsklinik-am-Wiener-Fleischmarkt.html*

21 Pro:woman: »pro:woman Award 2012«, in: *http://www.prowoman.at/ambulatorium.php?katid=32*

22 Jury-Begründung

23 Pro:woman: »30 Jahre Ambulatorium für SeXualmedizin und Schwangerenhilfe«

24 Ebd.

Eva Geber

ausgezeichnet 2009 für ihre herausragenden Leistungen im feministischen Diskurs

»Wir müssen uns noch immer mit diesem blöden Thema beschäftigen!« Diese Aussage findet Eva Geber nicht nur in Texten der ersten Frauenbewegung, sondern bereits in Christine de Pizans Buch von der Stadt der Frauen im 15. Jahrhundert. Sie schließt daraus, dass Frauenbewegungen einen langen Atem brauchen (zit. in: *Wiener Zeitung*, 08.02.2012). Angesichts der Erfahrungen in den Vorbereitungstreffen zum 100. Frauentag betont sie 2011 die Notwendigkeit eines gründlichen Zuhörens und Reflektierens darüber, »was uns wirklich nützt, was uns unseren Zielen in den vier, ja in den zehn Jahrzehnten näher gebracht hat« (zit. in: *AUF – Eine Frauenzeitschrift*/Nr. 152, S.21). Während Parteilichkeit mit anderen Frauen in feministischen Bewegungen wichtig ist, schwächt »die Sucht nach Harmonie« ihrer Meinung nach (ebenda). Konflikte dürfen nicht verdeckt werden, sie müssen vielmehr ausgetragen werden. Eva Geber spricht dabei vor dem Hintergrund ihrer eigenen langjährigen Erfahrung in der Autonomen Frauenbewegung.

Eva Geber wird 1941 in Wien geboren. Nach Abschluss der Textilschule jobbt sie in unterschiedlichen Bereichen. Sie beginnt früh mit dem Schreiben, zunächst mit Geschichten für Kinder. Später wird sie Leiterin in einer selbstverwalteten, nicht hierarchischen Druckerei, wo sie sich um die »Produktion des Schönsten, was es gibt« kümmern kann, nämlich »Lesestoff« (zit. in: AUF 2011/Nr. 153, S. 54).

Nahezu von Beginn an ist Eva Geber in der AUF, der ersten deutschsprachigen feministischen Frauenzeitschrift, tätig. Der Verein Aktion Unabhängiger Frauen war 1972 als »Plattform, Sprachrohr und Diskussionsforum der sich formierenden autonomen Frauenbewegung« (zit. aus: *auf-einefrauenzeitschrift.at*) gegründet worden. Im Kontext der Abtreibungsdebatte wird zunehmend klar, dass ein Medium gebraucht wird, in dem diese und andere Diskussionen geführt werden können. Die erste Ausgabe 1974 ist bald vergriffen. Für Heft Nr. 12 schreibt Eva Geber, die damals gerade bei einem Anwalt arbeitet und öfters mit familienrechtlichen Gewaltfragen konfrontiert ist, einen längeren Artikel über das Familienrecht. Als sie den Text abliefert wird sie zunächst in das Layout involviert. Während der kommenden drei Jahrzehnte ist sie schließlich für einen großen Teil der Endredaktion und des Layouts zuständig, was unbezahlte Arbeit im Umfang von etwa 20 Stunden wöchentlich bedeutet. Wichtig ist ihr dabei, »dass die Zeitung, ganz gleich, was los ist, erscheinen muss« – immer auf hohem Niveau (zit. in: *AUF* 2011/Nr. 153, S. 54). Der Name AUF – Eine Frauenzeitschrift verweist ganz bewusst auf die Vielfalt des Feminismus; unterschiedliche Positionen und Meinungen sollen darin abgedruckt werden.

Autorinnen zu finden war niemals schwierig, erzählt Eva Geber retrospektiv, aber die »redaktionelle Knochenarbeit« blieb immer die Aufgabe einiger weniger. Besonders in Erinnerung sind ihr die beiden Sonderhefte zum Jahr 1938 geblieben, die 1988 und 1989 erschienen (vgl. *diestandard.at*, 24.3.2011).

1992 ist sie an der Gründung der AUF-edition beteiligt. Im selben Jahr gibt sie

(gemeinsam mit Sonja Rotter und Marietta Schneider) Die Frauen Wiens heraus, für das sie selbst zahlreiche Beiträge verfasst. Beginnend im Mittelalter wird darin der Frage nachgegangen, wie sich Frauen im Lauf der Geschichte trotz Einschränkungen Rechte herausnahmen und ihre Ziele verfolgten. Aus »persönlicher Betroffenheit« interessiert sich Eva Geber für die unterschiedlichen Biografien von Frauen, wie sie im Kontext der Frauenpreisverleihung erklärt. Immer wieder setzt sie sich mit Leben und Werk von Rosa Mayreder, einer der bedeutendsten Theoretikerinnen der ersten Frauenbewegung, auseinander. So gibt sie 1998 zunächst Mayreders Jugenderinnerungen unter dem Titel Das Haus in der Landskrongasse und danach zwei Essaybände, Zur Kritik der Weiblichkeit sowie Geschlecht und Kultur, heraus, jeweils mit einem Nachwort von ihr versehen. Unter dem Titel Zivilisation und Geschlecht. Ein Lesebuch (2010) erscheint später noch eine weitere Sammlung Rosa Mayreders Essays. Besonders ernst nimmt Eva Geber auch das Rezensieren der Texte von Frauen, die sie damit anderen Frauen zugänglich machen will. So hat sie selbst alle Bücher von Ruth Klüger rezensiert.

Im Jahr 2011 muss die AUF nach der 153. Ausgabe eingestellt werden. Zwar hatte es auch davor schon Krisen gegeben, bis dahin waren allerdings immer wieder neue Frauen dazu gekommen. Während die Miet- und Druckkosten in erster Linie durch den Verkauf der Zeitschrift sowie durch eine Publizistikförderung und Veranstaltungen finanziert werden konnten, arbeiteten die Redakteurinnen immer unbezahlt. Ehrenamtliche Arbeit sei für Frauen, die oft mit prekären Arbeitsverhältnissen und fehlenden Energie- und Zeitressourcen konfrontiert sind, immer weniger möglich, so Eva Geber. Bestehend bleibt allerdings der Verein zur Förderung feministischer Projekte, der auch die Eröffnung der feministische Buchhandlung ChickLit in den ehemaligen Räumlichkeiten der AUF-Redaktion in der Kleeblattgasse unterstützte.

In einem Interview in der letzten Ausgabe der AUF (2011/Nr.153) erklärt Eva Geber, sie werde nun weiterhin als freie Graphikerin arbeiten und sich dem Schreiben widmen. 2013 erscheint Der Typus der kämpfenden Frau. Frauen schreiben über Frauen in der Arbeiterzeitung von 1900 bis 1933, für das sie im selben Jahr mit dem Bruno-Kreisky-Anerkennungspreis für das politische Buch (2013) ausgezeichnet wird. Für die Herausgabe dieses Buches durchstöbert sie die Archive der 1889 von Victor Adler als sozialistisches Medium gegründeten Arbeiterzeitung. Sie arbeitet auf, was Frauen darin im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts über andere Frauen schrieben. Der Titel ist einer Aussage Adelheid Popps entnommen, die Lily Braun als »Typus der kämpfenden Frau« bezeichnete. Während in dem Buch die Stimmen zahlreicher in Vergessenheit geratener Frauen zu finden sind, können zum Beispiel auch Emma Adlers Auseinandersetzungen mit Olympe de Gouges und anderen Frauen der Französischen Revolution nachgelesen werden, oder Marianne Pollaks Bewunderung für George Sand sowie Therese Schlesingers Analyse von Rosa Luxemburgs Leben und Wirken. In einer Rezension des Typus der kämpfenden Frau hebt Ruth Klüger die dreifache Ebene hervor, auf die das Buch baut: Einerseits diejenige der Frauen, die sich seit der Französischen Revolution an Kämpfen um Menschenrechte und Fortschritt beteiligten. Zweitens die Perspektive der Autorinnen, die über sie schrieben. Und drittens Eva Gebers eigene Kommentare, die so einiges ergänzen und kritisch zurechtrücken. Ruth Klüger schließt ihre Rezension mit dem Satz: »Es ist ein Buch, das als Gegengift gegen die heutige satte Selbstgefälligkeit eines vermeintlichen sogenannten Postfeminismus dienen kann« (zit. in: *Der Standard*, 16.11.2013).

Texte und Herausgeberinnenschaften von Eva Geber:

Geber, Eva; Rotter, Sonja; Schneider Marietta (Hgg.) (1992) *Die Frauen Wiens. Ein Stadtbuch für Fanny, Frances und Francesca.* Wien

Geber, Eva (1995) *All das Leid und die Spassettln. Das Leben der Lucia Westerguard.* Wien

Geber, Eva (2011) Das Salz in der Suppe. Konsequenz und Strategie feministischen Handelns. In: *AUF – Eine Frauenzeitschrift* (152), S.21

Geber, Eva (Hg.) (2013) *Der Typus der kämpfenden Frau. Frauen schreiben über Frauen in der Arbeiter-Zeitung von 1900-1933*. Wien

Elfriede Hammerl

ausgezeichnet 2002 für ihre langjährige, herausragende publizistische Leistung

Elfriede Hammerl wünscht sich eine Gesellschaft, in der sich niemand von Geschlechterrollen einwickeln lässt. Weil sie als Journalistin jahrzehntelang die Aufmerksamkeit auf feministische Themen gelenkt hat, wird ihr 2002 der Frauenpreis verliehen. Auch in ihren Romanen versucht sie, auf humorvolle und satirische Art und Weise, eine breitere Öffentlichkeit für das Leben von Frauen zu schaffen.

Elfriede Hammerl kommt kurz vor Kriegsende 1945 in einem Feldlazarettauto vor Prebensdorf in der Steiermark auf die Welt und wächst in Wien auf. Für ihre Kindheit und Jugend in der Großstadt ist sie dankbar; gerade als Mädchen hat sie dort mehr Freiräume. Den Wunsch zu schreiben entdeckt sie bereits in der Schule, obwohl sie sich damals nicht unbedingt als künftige Journalistin, sondern eher als weiblicher Thomas Mann sieht. Ihre Mutter legt ihr den Beruf der Übersetzerin nahe, aber sie will lieber eigene Texte schreiben, als die anderer zu übersetzen. Sie inskribiert sich an der *Universität Wien* für Germanistik und Theaterwissenschaft und beginnt außerdem für die erste österreichische Zeitung nach dem Krieg, *Neues Österreich*, zu schreiben. Nachdem das Neue Österreich 1967 zusperren muss, arbeitet Elfriede Hammerl vorübergehend beim Fernsehen. Für sie steht aber das Medium Text im Vordergrund, da sie die Bilddominanz stört. Bald darauf geht sie zur *Neuen Zeitung*, einem Boulevardblatt zwar (mit dem erklärten Ziel der *Kronenzeitung* Konkurrenz zu machen), trotzdem findet sie dort Gestaltungsmöglichkeiten vor, die sie in den großen Zeitungen nicht gehabt hätte.

Einer der stellvertretenden Chefredakteure fragt sie eines Tages, ob sie sich vorstellen könne, eine Frauenkolumne zu schreiben. Dass er sich eigentlich Texte über die Alltagsprobleme von Hausfrauen vorgestellt hat, sagt er nicht dazu – es erscheint ihm wahrscheinlich zu selbstverständlich. Aus diesem produktiven Missverständnis entsteht eine Kolumne über (oder vielmehr gegen) einengende Rollenbilder.

Durch das Schreiben ihrer Kolumne wurde der *Kurier* auf sie aufmerksam und holt sie schließlich in die Redaktion. Die Motivation der Zeitung ist ihrer Meinung nach weniger in einer feministischen Gesinnung zu suchen, als im Mangel weiblicher Leserinnen. Sie wird im Kurier auch redaktionell tätig und beschäftigt sich zum Beispiel mit Bildungspolitik. Einige Zeit unbemerkt, eckt ihre politische Haltung dann doch zunehmend an, zum Beispiel als sie in einer TV-Debatte pro Fristenlösung argumentiert. Sie wird prompt mit einem Schreib- und Auftrittsverbot zu diesem Thema belegt.[1]

1977 beschließt sie schließlich auf eine Fixanstellung zu verzichten und fortan als freie Journalistin zu arbeiten. Sie schreibt unter anderem für Stern, Vogue oder Cosmopolitan.

1984 erscheint ihr erster Beitrag im Profil, mit dem Titel »Ich bin die dicke Mama, die weiß, wo die blaugrüne Mütze ist«. In den kommenden Jahrzehnten drehen sich ihre Kolumnen immer wieder um Frauen in der Arbeitswelt, um ihre Doppel- und Dreifachbelastungen als Mütter, die sich mit fehlenden Kinderbetreuungseinrichtungen konfrontiert sehen, als Hauptverantwortliche für reproduktive Tätigkeiten. Sie thematisiert patriarchale Verhältnisse, aber auch die mitunter zu wünschen übrig lassende Solidarität unter Frauen.

1997 kommt ihr der Gedanke, dass ein Frauenvolksbegehren ein probates Mittel sein könnte, etwas zu bewegen. Gemeinsam mit anderen und unterstützt von den Frauen der SPÖ und der Grünen können 645.000 Unterschriften gesammelt werden. Später wird den InitiatorInnen des Frauenreferendums vorgeworfen, sie hätten keine präzise Agenda vorgelegt und eine Vielzahl an Forderungen außen vor gelassen. Ihnen ging es darum, ein Basispaket zu erarbeiten, argumentiert Hammerl. Trotz der hohen Zahl an UnterzeichnerInnen seien die erzielten politischen Erfolge jedoch dürftig gewesen. Zwei Jahre später wird sie wieder politisch aktiv, diesmal als Kandidatin des Liberalen Forums für die Nationalratswahl 1999.

Als nach der Schwarz-blauen Regierungsbildung im Jahr 2000 das Frauenministerium abgeschafft wird und frauenpolitische Agenden in das Sozialministerium ausquartiert werden, schreibt sie in ihrem Text »Zusperren«: »Wer Frauenpolitik durch Familienpolitik ersetzt, wird an Gleichstellungsfragen nicht sonderlich interessiert sein. Wer Gebärprämien für die wichtigste frauenpolitische Maßnahme hält, wird wenig übrig haben für berufliche Fortbildung und berufliche Widereinstiegshilfen. Wer gegen Ausländerinnen hetzt, wird es nicht für nötig befinden, daß ihre Lebensbedingungen verbessert werden – die *Putzkleschn* kann mit dem Staubsauger ruhig türkisch reden, *net*« (Hammerl 2000, 156)?[2]

Elfriede Hammerl bringt feministische Inhalte »abseits von Spezialdiskursen« aufs Tapet und füllt damit eine Lücke in der österreichischen Medienlandschaft, heißt es in einer Rezension der 2010 veröffentlichten Kolumnensammlung »Alles falsch gemacht« (*dieStandard*, 31.3.2010). In aktuellen Texten schlägt sie sich zum Beispiel mit der jüngsten Ablehnungswoge gegen geschlechtergerechte Sprache herum: »Man/frau muss das Binnen-I nicht lieben. Aber warum dieser verzweifelte öffentliche Aufschrei, diese Weltuntergangsbeschwörung? Was treibt die Damen und Herren an, die gegen das Gendern auftreten, als wäre es die Pest« (profil, 2.8.2014)? Sie meldet sich damit durchaus auch gegen KollegInnen zu Wort, die das Gendern ihrer Texte als Zumutung empfinden und dabei ihrer Meinung nach vergessen, dass eine männliche Sprache im Bewusstsein gerade jene Strukturen einzementiert, die männliche Dominanz in der Gesellschaft ermöglichen. Dass ihre Texte unleserlich seien, das hätte ihr in all den Jahren, in denen sie das Binnen-I verwendet, noch niemand vorgeworfen. Nicht wirklich nachvollziehen kann sie hingegen, warum Song Contest Gewinnerin Conchita Wursts hochhackige Schuhe und ihre eng anliegende Kleidung von vielen FeministInnen als emanzipatorisch erachtet werden. Auch wenn ihrer Meinung nach alle tragen sollen, was sie wollen, kann sie darin nicht unbedingt eine Hinterfragung von Rollenbildern erkennen. Sich für transgender Themen zu interessieren sei wichtig, traditionelle feministische Themen will sie dabei aber nicht vernachlässigt sehen.

Neben ihrer journalistischen Tätigkeit hat sich Elfriede Hammerl längst ein literarisches Standbein aufgebaut. In Romanen wie

Der verpasste Mann (2004) oder *Kleingeldaffäre* (2011) geht es um die ambivalenten Beziehungen von Frauen zu ihren Ehemänner oder Liebhabern. *Müde bin ich, Känguru* (2006) ist ein literarisches Portrait von Patchworkfamilien und den Erfahrungen Jugendlicher. Darüber hinaus hat sie Kurzgeschichten und Kabarettexte, aber auch Theaterstücke (wie *Liftstopp*, 2010) oder Drehbücher (wie *Probieren Sie's mit einem Jüngeren*, 1999) verfasst. 2011 ist ihr erstes Kinderbuch mit dem Titel *Meine Schwester ist blöd* erschienen.

Neben dem Frauenpreis hat Elfriede Hammerl für ihr publizistisches Engagement eine Reihe anderer Auszeichnungen erhalten: 1999 wird ihr der *Publizistikpreis der Stadt Wien* verliehen, es folgen der *Concordiapreis* in der Kategorie »Menschenrechte« (2003), das *Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien* (2006), der *Johanna Dohnal Anerkennungspreis* (2010) sowie der *Kurt Vorhofer Preis* (2011).

Textauswahl von Elfriede Hammerl

Der verpasste Mann, Roman, Wien 2004

Müde bin ich, Känguru, Roman, Wien 2006

Alles falsch gemacht. Kolumnen, Wien 2010

Kleingeldaffäre, Roman, Wien 2011

Zeitzeuge, Roman, Wien 2014

Anmerkungen

1 vgl. Interview mit Elfriede Hammerl auf wien.at TV (2011)

2 Hammerl, Elfriede (2000) Zusperren. In: Milena Verlag (Hg.) *Die Sprache des Widerstandes ist alt wie die Welt und ihr Wunsch. Frauen in Österreich schreiben gegen Rechts*, S. 155-157

Gabriella Hauch

ausgezeichnet 2012 in der
Kategorie Geschichtsforschung

Geschichte aus der Perspektive von Frauen zu betrachten, Geschlechterverhältnisse im historischen Kontext zu untersuchen, dafür interessiert sich Gabriella Hauch schon seit ihrem Studium. Ihr Fokus liegt dabei insbesondere auf Frauen als ProtagonistInnen sozialer Bewegungen und der Frage, wie sie sich trotz einschränkender Strukturen Handlungsräume geschaffen haben.

Gabriella Hauch wird 1959 in Salzburg geboren. Nach der Matura 1977 inskribiert sie sich für Deutsche Philologie und Geschichte an der *Paris Lodron Universität Salzburg*. Sie schließt beide Fächer im Jahr 1984 mit einer Arbeit über die Schriftstellerin Irmgard Keun sowie einer Analyse der Frauenbeteiligung in der Revolution 1848 ab. Nach ihrem Studium unterrichtet sie als Lektorin an verschiedenen österreichischen Universitäten. Sie promoviert 1990 über »Affirmation und Widerstand. Frauenleben im Wiener Vormärz und der Revolution 1848«.

Dieses Thema sollte sie noch länger begleiten. In zahlreichen Publikationen analysiert sie die Beiträge weiblicher Akteurinnen im Revolutionsjahr 1848. Dabei arbeitet sie wichtiges Material auf, denn genau wie die ArbeiterInnenbewegegung, ist die Frauenbewegung jener Zeit oft vergessen worden. Zwar wurden Frauen allgemein zu einer moralisch und erotisch instrumentalisierten Instanz für politische Anliegen, erklärt Hauch, doch seien eine Reihe von Differenzen zwischen proletarischen und bürgerlichen Frauen zu beachten, die unterschiedlichen Weiblichkeitskonstruktionen unterlagen. So passten etwa Tätigkeiten wie das Nähen oder Besticken von Fahnen der *Akademischen Legion* oder der *Nationalgarde* gut mit dem bürgerlichen Frauenbild zusammen. An gewaltsamen Tätigkeiten teilzunehmen war allerdings nicht denkbar – eine Beschränkung, die für Arbeiterinnen nicht galt, wie Gabriella Hauch betont. Im Kontext der Revolution wurde auch der *Wiener Demokratische Frauenverein* gegründet, der oftmals als Beginn der österreichischen Frauenbewegung genannt wird. Während die Unterstützung der demokratischen Bewegung ein zentraler Aspekt der Vereinstätigkeit war, gab es doch große politische Unterschiede und Divergenzen zwischen den unterschiedlichen Mitgliedern, erklärt sie weiter. Frauenvereine wurden häufig als »irrational« abgestempelt, ihre Vertreterinnen ins Lächerliche gezogen. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass sie als Bedrohung wahrgenommen wurden. Sonst wären die Widerstände gegen sie nicht so hoch gewesen. Mit dem Niederschlagen der Revolution wurden sie verboten.[1]

In ihrer Habilitationsschrift, die sie 1996 an der *Johannes Kepler Universität Linz* einreicht, widmet sie sich vom Frauenstandpunkt aus der Einführung des Frauenwahlrechts sowie jenen Frauen, die in der Zwischenkriegszeit Abgeordnete in National- und Bundesrat waren. Mit dieser Arbeit wurde ihr die venia docendi in den Bereichen Neuere Geschichte und Zeitgeschichte verliehen.

1997 tritt sie eine Lehrstuhlvertretung am *Institut für Geschichte der Universität Innsbruck* an, im Jahr darauf ist sie ist Gastdozentin am Graduiertenkolleg »Identitätsforschung« der *Martin-Luther Universität Halle a.d. Saale*. Von 2001 bis 2004 ist sie Co-Leiterin des *Ludwig Boltzmann Instituts für Gesellschafts- und Kulturgeschichte* Linz-Graz-Salzburg. 2002/03 unterrichtet sie als Gastprofessorin an der *Universität Klagenfurt*. Im Jahr 2000 übernimmt sie eine Vertretungsprofessur an der *Universität Linz*. Dort gelingt es ihr, das bis dato erste überfakultäre Institut für Frauen- und Geschlechterforschung zu initiieren, das sie als ordentliche Professorin für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung schließlich von 2001 bis 2011 als Institutsvorständin leitet.

Garbiella Hauch widmet sich in ihrer beruflichen Laufbahn einer Reihe geschlechtsspezifischer Themen im historischen Kontext. Sie fragt nach der Organisation von Frauen in der Habsburgermonarchie, sie analysiert Frauenbewegungen der Ersten Republik und die Sozialdemokratische Frauenbewegung. Immer wieder setzt sie sich detailliert mit konkreten Biografien auseinander, wie jener von Therese Schlesinger, Rosa Mayreder, Adelheid Popp oder Käthe Leichter. Sie interessiert sich für Frauen im Spanischen Bürgerkrieg, für Frauen-, Geschlechter- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus wozu sie ein umfassendes Forschungsprojekt leitete. Im zeitgeschichtlichen Kontext arbeitet sie u.a. zur Mobilisierung von Geschlecht in populistischen Diskursen. Sie ist Mitherausgeberin der *Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* (ÖZG) sowie von *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaften*.

Seit September 2011 ist sie Professorin für Geschichte der Neuzeit und der Frauen- und Geschlechtergeschichte an der *Universität Wien*. Gemeinsam mit Johanna Gehmacher leitet sie den frauen- und geschlechtergeschichtlichen Schwerpunkt der historisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät, gemeinsam mit Birgit Bader-Zaar ist sie für die Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechtergeschichte am *Institut für Geschichte* verantwortlich. Sie koordiniert zudem den Masterstudienlehrgang Frauen- und Geschlechtergeschichte und ist Faculty-Mitglied von MATILDA, einem internationalen Masterlehrgang in Frauen- und Geschlechtergeschichte. Seit 2013 leitet sie die Arbeitsgruppe *UniFrauenJubel*, die sich anlässlich des 650 Jahr Jubiläums der Universität Wien mit dem Thema Geschlechtergerechtigkeit auseinandersetzt. 2014 wird sie zweite Sprecherin des gesamtuniversitären Forschungsverbundes *Geschlecht und Handlungsmacht/Gender and Agency*.

In ihrer neuesten Monographie *Frauen.Leben.Linz. Eine Frauen- und Geschlechtergeschichte im 19. und 20. Jahrhundert* (2013) beforscht sie regionale Geschlechtergeschichte über mehrere historische Brüche hindurch: Von der Habsburgermonarchie zur ersten Republik, über den Ständestaat und den Nationalsozialismus bis hin zur Zweiten Republik. Sie widmet sich darin sowohl den Status Quo bestätigenden wie widerständigen Tätigkeiten von Frauen. Die Durchquerung eines so langen Zeitraums erlaubt es zudem, Kontinuitäten und Bedeutungswandlungen des Begriffs »Frauen« innerhalb seines jeweiligen Kontexts in den Blick zu nehmen.

Für ihre wissenschaftliche Tätigkeit wurde Gabriella Hauch bereits mehrfach ausgezeichnet. 1986 erhielt sie den *Theodor-Körner-Förderungspreis*, 1992 den *Käthe-Leichter-Preis* für Frauen- und Geschlechtergeschichte. Sie ist Trägerin des *Gabriele Possaner-Staatspreises* 2013.

Anmerkungen

1 Vgl.: Hauch, Gabriella (1994) Frauenrechte, Frauenengagement, Frauenforderungen in Wien um 1848. In: Mesner, Maria; Steger-Mauerhofer, Hildegard (Hg.) *Der Tod der Olympe de Gouges. 200 Jahre Kampf um Gleichberechtigung und Grundrechte.* Symposium 2.– 4. November 1993, Renner Institut, Wien, S. 27– 43.

Wissenschaftliche Monografien von Gabriella Hauch:

Gabriella Hauch (1990) *Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848*. Wien

Gabriella Hauch (1995) *Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919 bis 1933*. Wien

Gabriella Hauch (2001) *NS-Zwangsarbeit am Standort Linz der Hermann Göring AG Berlin, 1938 - 1945*. Bd. 1: *Zwangs- und SklavenarbeiterInnen*. Wien-Köln-Weimar, 2 Bde. hg. v. Oliver Rathkolb (gem. mit Christian Gonsa u.a.)

Gabriella Hauch (2010) *Frauen bewegen Politik. Österreich 1848-1938*, Studien zur Frauen und Geschlechterforschung 10. Innsbruck-Wien-Bozen, 2. Aufl.

Gabriella Hauch (2013) *Frauen.Leben.Linz*. *Eine Frauen- und Geschlechtergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Linz

Eva Jantschitsch aka »Gustav«

ausgezeichnet 2013
im Bereich Musik

»Über meine Musik erlaube ich mir Fragen zu stellen«, erklärt Eva Jantschitsch – Fragen, die nicht selten eine grundlegende Skepsis gegenüber gesellschaftspolitischen Zuständen ausdrücken. (Interview mit fm4, 5.5.2011) Die Antworten, die sie in ihren Songs und Kompositionen findet, sind dabei subtil und radikal gleichzeitig. Von ihrer Musik geht eine »Faszination« aus, wie die FAZ schreibt, »die Geist und Humor, Kunst und Kraft vereint und derzeit ihresgleichen sucht«.[1]

Eva Jantschitsch beginnt bereits früh damit, sich mit Musik auseinanderzusetzen. In ihrer Kindheit und Jugend spielt sie zunächst Geige und Klavier. Bereits bevor sie 1997 von Graz nach Wien zieht, um dort digitale Kunst und visuelle Mediengestaltung an der *Universität für Angewandte Kunst* zu studieren, gründet sie ihre erste Band. Hinter dem Namen EKG stehen die Anfangsbuchstaben der drei Mitglieder: Eva, Katrin und Gudrun. In späteren Bandformationen fühlt sie sich als Frau schließlich auf bestimmte Rollenbilder reduziert. Während ihre männlichen Bandmitglieder als Musiker und Programmierer angesprochen werden, wird sie von Publikum und OrganisatorInnen in erster Linie als Sängerin wahrgenommen. Ihre eigene kompositorische Leistung wird unter den Tisch gekehrt.

Sie will sehen, wohin sie ihre eigenen Möglichkeiten führen. Eva Jantschitsch eignet sich die notwendigen Software-Kenntnisse an und entwickelt ein elektronisches Musikprojekt, dem sie den Namen Gustav gibt. Die Wahl dieses Künstlerinnennamens kommt dabei nicht von irgendwo: Ihr Vater hatte sich einen Sohn gewünscht und sie in den ersten Lebensjahren Gustav genannt. Die anfängliche Enttäuschung ihres Vaters stellt für sie aber keinen Grund zur Traurigkeit dar, sondern gibt ihr die Möglichkeit, Geschlecht als konstruiert zu begreifen und Irritation hervorzurufen.

Den ersten Auftritt hat Gustav 2002 beim Frauenbandfest im Wiener EKH (Ernst-Kirchweger-Haus). Zwei Jahre später kommt ihr erstes Album *Rettet die Wale* (2004) heraus. Den Großteil der Arbeit produziert sie dabei alleine auf ihrem Laptop, von zu Hause aus. Der gleich lautende Schlüsselsong des Albums, den sie heute bei Konzerten als Zugabe spielt, wird ein durchschlagender Erfolg. So überrascht es nicht, dass sie 2005 mit dem *Amadeus Austrian Music Award* als »FM4 Alternative Act des Jahres« ausgezeichnet wird. Während sie sich selbst als professionelle Musikerin versteht, die mit Kunst ihren Lebensunterhalt verdienen will, widerstrebt ihr der Hype um ihre Person. Sie will in ihrer Selbstbestimmung nicht eingeschränkt werden, Starallüren liegen ihr fern. Gerade Gustav war als Projekt gedacht, das der Verwertungslogik des Musikbusiness nicht entsprechen sollte. Auch wenn sie damals oftmals von FreundInnen hört, sie schulde der (männlich dominierten) Musikszene eine rasche Veröffentlichung des zweiten Albums, zieht sich Gustav zunächst zurück.

Unterdessen schlägt Eva Jantschitsch neue künstlerische Wege ein und etabliert

sich in den folgenden Jahren unter anderem als Komponistin in den Bereichen Theater, Film und Performance. Sie wirkt an der Musikgestaltung für Kathrin Rögglas Stück »draußen tobt die Dunkelziffer« mit, das die Schuldenthematik aufgreift und 2005 von Schorsch Kamerun am Wiener Volkstheater inszeniert wird. 2008 tritt sie im Wiener Brut in der queeren Burlesqueshow »Orlanding the Dominant« auf und arbeitet dort mit SV Damenkraft und den Sissy Boyz zusammen. Der Titel des Projekts enthält den Namen Virgina Woolfs Romanfigur Orlando, die ihr Geschlecht im Laufe des Geschehens wechselt und von einem Mann zu einer Frau wird. In der Performance werden »Musical-, Hip-Hop-, Techno-, Electronic- und Rock-Zitate (...) eingesetzt, um sexuelle Identitäten zu travestieren und durcheinander zu bringen« .[2]

Im selben Jahr erscheint dann doch das nächste Gustav Album. Wie zuvor schon in *Rettet die Wale* beweist die Künstlerin auch in *Verlass die Stadt* »politisches Rückgrat«, wie es der *FALTER* formuliert.[3] Dieses drückt sich nicht selten durch eine Ironie aus, die sie über Brüche und Reibungen zwischen scheinbar unvereinbaren Elementen bewusst herstellt. So fasst sie in einer zarten und harmonischen Melodie (vertont unter anderem durch die *Trachtenkapelle Dürnstein*) den beinharten Text von »Alles renkt sich wieder ein«: »Mach aus den Städten Schutt und Asche / Ich will nie wieder Sonnenschein / Ein Menschenleben weg genügt nicht / Es müssen Gottesleben sein / Ich will die Kinder weinen hören / Die Mütter einsam flehn am Grab / Und keine Vögel solln mehr singen / Nur unsere Melodie erklingen«.

Während der Ausgangpunkt von Gustavs Musik Elektro-Pop ist, baut sie auch andere Genres und Stilrichtungen ein, wie etwa Chanson oder Jazz. Sie mag die Schlager der 50er und 60er Jahre und versucht auch deren Klangwelt einzubringen. Sie analysiert die Konnotation von Klängen und interessiert sich dafür, wie das Gehirn auf diese reagiert beziehungsweise welche Emotionen sie auslösen. Dabei spielt sie gerade mit Klischees und versucht über eine eklektische Mischung von Bekanntem zu etwas musikalisch und inhaltlich Neuem zu kommen, wie sie in einem Interview gegenüber dem Musikmagazin *skug* erklärt (zit. aus: *skug*, 27.03.2013). Schwülstigkeit und Reduktion zusammenzubringen, das findet sie spannend.

Neben ihren Auftritten als Gustav (live wird sie von Elise Mory und Oliver Stotz begleitet) komponiert sie unter ihrem bürgerlichen Namen weiterhin für das Theater. 2009 arbeitet sie an der Musik zu Inszenierungen am Wiener Akademietheater sowie am Münchener Residenztheater und tritt bei der Eröffnung der Wiener Festwochen auf. 2011 komponierte sie für den Faust-Schwerpunkt der Salzburger Festspiele den Liederzyklus Unterhaltungsmusik zur Suche nach Erkenntnis. Basierend auf Goethes Werk interpretiert sie dabei Texte neu und vertont sie. Für ihre Kompositionen zu Ferdinand Raimunds *Der Alpenkönig und der Menschenfeind* wird sie 2013 für den Österreichischen *Nestroy* Theaterpreis nominiert.

Im selben Jahr wird sie für die Musik zu *Grenzgänger* mit dem *Österreichischen Filmpreis* ausgezeichnet. Florian Flickers Geschichte eines jungen Paares, das Menschen nächstens die österreichisch-slowakische Grenze zu überqueren hilft, ist Jantschitsch erstes Spielfilmprojekt. Zuvor hatte sie bereits Musik für Dokumentarfilme komponiert, wie etwa *5½ Roofs* (2006) über Londoner Hausbesetzungen oder *Gangster Girls* (2008), der im österreichischen Frauengefängnis Schwarzau spielt. In Mirjam Ungers Doku »Oh Yeah, She Performs!« (2013), die vier junge Frauen portraitiert, die sich in einer männlichen Musikszene behaupten, wird sie schließlich selbst zur Protagonistin.

Eva Jantschitsch aka Gustav erhält den Frauenpreis der Stadt Wien für ihre kritische und emanzipatorische Auseinandersetzung mit

Geschlechterstereotypen. Ihre Kritik an vorherrschenden Frauenbildern kann etwa aus Songs wie »Total Quality Woman« herausgehört werden. Während sie sich selbst innerhalb einer dritten Frauenbewegung verortet, baut sie dabei auf den vorausgegangenen beiden Frauenbewegungen auf und hat den Anspruch, deren Kämpfe um politische Partizipation und Selbstbestimmung weiter zu tragen, wie sie anlässlich der Preisverleihung 2013 erklärt. Die Worte und Klänge, die sie dafür als Medium wählt, sind alles andere als banal und lassen Raum für Interpretation offen.

Ausgewählte Musik von Gustav/Eva Jantschitsch

Rettet die Wale (2004), Album (Mosz)

Verlass die Stadt (2008), Album (Chicks on Speed Records)

Unterhaltungsmusik zur Suche nach Erkenntnis (2011), Auftragswerk der Salzburger Festspiele

Anmerkungen

1 zit. in: Begleitprogramm: Auf eigene Faust – Salzburger Festspiele. *www.salzburgerfestspiele.at*

2 *http://tanjawitzmann.com/tanjawitzmann_023.htm*

3 Falter 18.12.2012

Helene Klaar

ausgezeichnet 2004 für ihre besonderen Verdienste um Frauen im Scheidungsfall

Als ihr eine Mitarbeiterin eines Tages ein Lehrbuch für Hauptschülerinnen mit dem Titel »Morgen bist du Hausfrau« auf den Schreibtisch legt, meint Helene Klaar ironisch, sie würde sich gerne beim Stadtschulrat für das Verfassen eines kritischen Nachwortes, mit dem Titel »Übermorgen bist du ein Sozialfall« bewerben. In der Mädchenbildung muss unbedingt vermittelt werden, dass Haushaltsführung niemals Ersatz für ein eigenes Einkommen darstellen kann, meint sie im Rahmen der Frauenpreisverleihung. Schließlich hat sie es als Anwältin oft genug erlebt, dass Frauen in ihre Kanzlei kommen, die nicht über die notwendige finanzielle Unabhängigkeit verfügen, um sich scheiden zu lassen.

Mit dem Inkrafttreten der Familienrechtsreform 1976/78, in der das »patriarchalische« durch das »partnerschaftliche« Familienrecht ersetzt wurde, konnte Helene Klaar im Laufe ihrer beruflichen Tätigkeit, die neuen Bestimmungen zugunsten ihrer Klientinnen nutzen. Es zeigte sich aber bald, dass rechtliche Gleichstellung ohne wirtschaftliche und gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter keine volle Gerechtigkeit bringen kann. An sich hatte sich die 1948 in Wien geborene Klaar ihre Karriere zunächst anders vorgestellt. Nach abgeschlossenem Studium der Rechtswissenschaften und ersten beruflichen Erfahrungen legt sie 1976 die Anwaltsprüfung ab und lässt sich als selbstständige Anwältin eintragen. Wie das Leben so spielt, sind es »keine reichen Generaldirektoren und Künstler mit Urheberrechtsstreitigkeiten«, die in ihre Kanzlei kommen, »sondern arme Hausbesorgerinnen, denen der Mann davon ist und nichts für die Kinder gezahlt hat« (zit. in: *an.schläge*, Juli/August 2012). Sie konzentriert sich neben dem Miet- und Arbeitsrecht vor allem auf das Familienrecht und wird aus purer Notwendigkeit zur engagierten Feministin. Retrospektiv betrachtet waren die 1970er Jahre für sie ein guter Zeitpunkt, um sich als Anwältin zu etablieren. Immer mehr Frauen bestanden zu diesem Zeitpunkt auf ihre Rechte und suchten dafür nach einer qualifizierten Beratung. Mittlerweile eilt ihr der Ruf voraus, nicht nur Wiens »feministischste«, sondern auch die »meistgefürchtete« Scheidungsanwältin zu sein. Obwohl die Mehrheit ihrer KlientInnen Frauen sind, vertritt sie durchaus auch Männer. Mitunter kommt es auch vor, dass ehemalige ProzessgegnerInnen sie weiterempfehlen – was sie als Erfolg wertet.

Helene Klaar verwehrt sich gegen die öffentliche Einschätzung, das österreichische Scheidungsrecht würde Frauen Vorteile einräumen. Während für Männer eine Scheidung ein »finanzielles Problem« darstellt, stehen Frauen oft vor einer existentiellen Bedrohung, korrigiert sie. Ein Mann muss, entgegen häufiger Behauptungen, nur dann für seine Exfrau Unterhalt zahlen, wenn er als der alleinig Schuldige am Scheitern der Ehe aus dem Prozess hervorgeht. Dabei ist das Gericht selten unparteiisch: »Vor dem Richter wird dann das Verschulden des Mannes auf der Viehwaage gemessen und das der Frau auf der Apothekerwaage« (zit. in: *diestandard.at*, 01.04.2008). Helene Klaar versucht das Bestmögliche für ihre Klientinnen herauszuholen, was angesichts der rechtlichen Möglichkeiten wenig genug sei.

Ihr ist es ein Anliegen, sich ausreichend Zeit für ihre KlientInnen zu nehmen und einen Fall nicht aus der Perspektive seiner Lukrativität zu betrachten. Kommt eine Frau mit der Absicht zu ihr sich scheiden zu lassen, versucht sie zunächst zu erfassen, in welcher ökonomischen Lage sie sich befindet. Da von demselben Geld nach einer Scheidung zwei Haushalte finanziert werden müssen, stellt diese fast immer eine Verschlechterung der materiellen Situation beider dar. Leider gibt es Fälle, in denen die Frau nicht ausreichend im Berufsleben Fuß gefasst hat, um für ihren Unterhalt selbst aufkommen zu können. Da Männer nicht für eine Kranken- und Pensionsversicherung ihrer Frau aufkommen müssen, stellen diese für ihn oft eine billige Arbeitskraft dar, befindet Helene Klaar. Sofern der Partner nicht gewalttätig ist, ist eine Scheidung in solchen Fällen der Schritt vom Regen in die Traufe, argumentiert sie. Ihr ist es wichtig, mit ihren KlientInnen die Folgen einer Scheidung genau abzuwägen. Dass sich in der näheren Zukunft immer weniger Frauen eine Scheidung leisten werden können, möchte sie nicht als Erstarken des Familiengedankens missverstanden wissen. Vielmehr sieht sie hier einen Zusammenhang mit einem *rollback* in der Geschlechterpolitik, begünstigt durch liberalisierte Arbeitsmärkte und Pensionsreformen, die Frauen konsequent benachteiligen. Von einem Fortschritt auf dem Gebiet der Emanzipation könne gegenwärtig jedenfalls keine Rede sein. Kritik übt Klaar auch an den jüngeren Entwicklungen im Bereich der Obsorge. Eine Zuerkennung der Obsorge an beide Elternteile ab 2001 habe nicht dazu geführt, dass Väter mehr Verantwortung für ihre Kinder übernehmen. Ihrer Meinung nach stehen Frauen nun weiterhin mit der ganzen Arbeit, aber nur mehr mit den halben Rechten da.

Obwohl Scheidungen oft nachteilige Auswirkungen für Frauen haben, ist Helene Klaar nicht prinzipiell gegen die Institution der Ehe. Sie empfindet es im Gegenteil als »scheinprogressiv«, wenn eine generelle Ablehnung der Ehe eine Situation mitbedingt, in der innerhalb von langjährigen Partnerschaften dieselben asymmetrischen Beziehungen herrschen, Männer danach aber keine (finanzielle) Verantwortung für ihre ehemalige Partnerinnen übernehmen müssen. Generell erscheint es ihr wichtig, die Umstände einer Ehe realistisch einzuschätzen und sie nicht mit einer Episode durchgehender Glückseligkeit zu verwechseln – da könne die Enttäuschung nur auf dem Fuß folgen. Anstatt sich gegenseitig nur die Schuld zuzuschieben, empfiehlt sie sich immer wieder vor Augen zu halten, dass nicht zuletzt hohe Mietpreise und lange Arbeitszeiten verantwortlich für objektiv überfordernde Verhältnisse sind. Müssten beide Elternteile nur dreißig Stunden pro Woche arbeiten, würde es ihnen leichter fallen ihre Lebensbereiche unter einen Hut zu bringen. Das könnte sowohl vor als auch nach einer Scheidung oft Katastrophen verhindern.

Zwar versteht sich Helene Klaar selbst nicht als Romantikerin – aber durchaus als Idealistin. Sie ist glücklich darüber, in ihrem Beruf zumindest in »homöopathischen Dosen« etwas dazu beitragen zu können, dass der »Mikrokosmos« ihrer KlientInnen etwas gerechter wird, erklärt sie anlässlich der Frauenpreisverleihung 2004. Resignation und Gleichgültigkeit sind Haltungen, die sie nicht nachvollziehen kann. Wenn etwas in die falsche Richtung zu gehen droht, muss etwas dagegen getan werden, findet sie – wobei das Langzeitziel, ein »gutes Leben für alle«, in weite Ferne gerückt scheint. Die Jury hat ihre Entscheidung für Helene Klaar damit begründet, dass in ihrer Arbeit Theorie und Praxis miteinander in Einklang stehen. Auch wenn sie öfter meint, »von Beruf bin ich Rechtsanwalt, Feministin sein ist mein Hobby« (zit. in: *an.schläge*, Juli/August 2012), ist ihr doch klar, dass das in ihrem Beruf meist nicht auseinander zu dividieren ist.

Ihr Wissen teilt Helene Klaar nicht nur mit ihren KlientInnen, sondern auch mit einer breiteren Öffentlichkeit. Bereits 1982 hat sie

die damalige Frauenstaatssekretärin Johanna Dohnal gebeten, in einer Broschüre Frauen die Familienrechtsreform auf verständliche Art und Weise zu erklären. 2004 schreibt sie den *Scheidungsratgeber für Frauen*, der dieses Jahr bereits in der dritten aktualisierten Auflage vorliegt. Immer wieder bringt sie zudem Studierenden die Feinheiten des österreichischen Scheidungsrechts näher, in diesem Semester etwa im Wahlfachkorb Legal Gender Studies am rechtswissenschaftlichen Institut der *Universität Wien*.

Nützliche Ratgeberinnen von Helene Klaar:

Klaar, Helene (2013) *Was tue ich, wenn es zur Scheidung/Trennung kommt?* 7. aktual. Auflage. BKA

Klaar, Helene (2014) *Scheidungsratgeber für Frauen*, 3. aktual. Auflage. Wien

Ruth Klüger

ausgezeichnet 2008 in der
Kategorie Gedenkjahr 1938

Ruth Klüger »lädt [...] zur Auseinandersetzung ein, dazu, uns ein eigenes Urteil zu bilden«, wie Eva Geber einmal in einer Laudatio über sie gesagt hat.[1] Das vergangenheitspolitische, feministische wie literarische Engagement der Germanistin und Schriftstellerin hat es vielen Menschen ermöglicht, sich mit Vergangenheit wie Gegenwart auseinander zu setzen.

Ruth Klüger wird 1931 in Wien geboren. In der von Antisemitismus und Verfolgung geprägten Kindheit helfen Bücher und Worte, sich im zunehmenden Ausgeschlossensein über Wasser zu halten. Von einer Schule nach der anderen und schließlich aus der Familienwohnung vertrieben, legt sie ihren Erstnamen Susanne aus Protest ab. Im Alter von elf Jahren wird sie mit der Mutter Alma Klüger und der Großmutter väterlicherseits nach Theresienstadt deportiert. Gemeinsam mit ihrer Mutter und der in Auschwitz-Birkenau adoptierten Schwester Ditha gelingt auf einem Todesmarsch zwischen den Konzentrationslagern Christianstadt/Groß-Rosen und Bergen-Belsen die Flucht. Sie schlagen sich bis nach Straubing durch, wo sie von der US-amerikanischen Armee befreit werden. Den nach einer Inhaftierung aus Wien geflohenen Vater Viktor Klüger und den Halbbruder Georg sieht sie nicht mehr wieder, sie wurden im Nationalsozialismus ermordet. Ein Jahr nach Kriegsende absolviert Ruth Klüger das Notabitur und beginnt an der *Philosophisch-Theologischen Fakultät* in Regensburg zu studieren. Nach knapp zwei Jahren in Bayern emigriert sie im Oktober 1947 in die USA.

Als junge Frau eine universitäre Laufbahn anzustreben war in den frühen 1960er Jahren nicht unbedingt vorgesehen. »Und ich wollte was werden. Ich wollte unabhängig sein« (zit. in: *sz-magazin.sueddeutsche*.de, 10/2012). Ruth Klüger arbeitet im Büro und lange als Bibliothekarin, bevor sie den Wunsch Literaturwissenschaftlerin zu werden umsetzen kann. Nach dem in New York 1952 absolvierten Studium der Bibliothekswissenschaften und der Anglistik entschließt sie sich, an der *University of California* in Berkely Germanistik zu studieren. Deutsche Sprache und Literatur sind für die bedeutende Kleist-Forscherin, wie sie rückblickend festhält, »ein Rucksack, das portative Gepäckstück par excellence, in das man alles Gute und Schöne und Notwendige hineinstopfen konnte« und »ein Buckel, ein Makel, den man loswerden wollte, aber nicht konnte« (*Zerreißproben* 2013, S. 14/15).

Nach ihrer Promotion 1967 zum barocken Epigramm ist Ruth Klüger an zahlreichen US-amerikanischen Universitäten tätig. Von 1980 bis 1986 hat sie die Professur für Germanistik an der *University of Princeton* inne. Als Frau wird ihr die universitäre Karriere schwer gemacht: »Was ich geschrieben oder gedacht habe, war bedeutungslos« (zit. in: *sz-magazin. sueddeutsche*.de, 10/2012). Dementsprechend groß ist ihr Einsatz für Frauen in der Literatur, etwa in ihren bekannten Werken F*rauen lesen anders*. Essays (1996) und *Was Frauen schreiben* (2010), oder als aktives Mitglied der *Modern Language Association Commission on the Status of Women in the Profession*. Dabei zeigt die

Germanistin auf, dass feministisches Denken nicht nur mit Frauen zu tun hat, sondern dem Kampf um eine bessere Gesellschaft verschrieben ist. Denn »[e]in echter Humanismus ist ein Feminismus«, wie sie kürzlich betont hat (zit. aus: *ahs-rahlgasse.at*). Auch dürfen die feministischen Erfolge des letzten Jahrhunderts in ihren Augen nicht als selbstverständlich oder gegeben angesehen werden. »Man kann nicht nachgeben, wenn man auch viele Dinge erreicht hat. Es gibt noch zu viel, das auf der Kippe steht« (zit. in: s*z-magazin.sueddeutsche.de*, 10/2012).

Es ist ihr Sinn für das Wirkliche, gerade dort wo es sehr schmerzhaft und widersprüchlich ist, mit dem Ruth Klüger Menschen zum Nachdenken bringt und internationale Anerkennung erlangt. Nach Princeton wechselt sie an die *University of California* in Irvine, wo sie neben Forschung und Lehre als langjährige Herausgeberin der Zeitschrift *German Quarterly* tätig ist. 1993 wird Klüger der *Rauriser Literaturpreis* verliehen. Das Preisgeld widmet sie einer Roma-Institution, um auf lange verdrängte Opfer des Nationalsozialismus aufmerksam zu machen. Es ist die erste von unzähligen Auszeichnungen, die ihr wissenschaftliches und schriftstellerisches Werk würdigen, wie der *Thomas-Mann-Preis* (1999) oder der *Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil* (2011). 2003 kommt Ruth Klüger als Gastprofessorin nach Wien – eine Zeit, die ihr jedoch aufgrund schlechter Erfahrungen am Institut nicht in guter Erinnerung geblieben ist (*spiegel.de*, 31.08.2006). Hingegen konnte sie an der Germanistik der *Georg-August-Universität Göttingen* fruchtbare Anknüpfungspunkte für eine jahrelange Zusammenarbeit finden.

Während ihrer Tätigkeit als Leiterin des kalifornischen Studienzentrums in Göttingen erleidet Ruth Klüger 1989 einen schweren Unfall mit dem Fahrrad. Nach der Genesung entschließt sie sich ihre Kindheitserinnerungen zu Papier zu bringen. Im Spannungsbogen von erzählter Zeit und Zeit der Erinnerung berichtet sie in *Weiter leben. Eine Jugend* (1992) als Jugendliche und über Sechzigjährige von den Stricken zwischen Schicksal und Zufall. Hier sind auch ihre ersten Gedichte abgedruckt, mit denen sie die unsäglichen Appelle durchstehen und ihren Verstand retten konnte. Noch als Jugendliche hatte die junge Überlebende und Zeugin ihre Gedichte an die Öffentlichkeit gebracht, doch die *Hessische Post* druckt nur einen Teil davon ab. Nicht nur das einzelne Individuum, »auch eine Gesellschaft kann Teile ihrer Vergangenheit verdrängen«, wie Ruth Klüger in ihrer Rede im österreichischen Parlament anlässlich des Gedenktags gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus festhält (5. Mai 2011). Diese Erfahrung macht Ruth Klüger immer wieder, aber sie lässt sich davon nicht abhalten mitzureden. Ihre Memoiren, aber auch ihre kritischen Äußerungen gegenüber dem entschärfenden »Pathos von Gedächtnisstätten« (Geber 2011, S. 56) geben vielen eine Chance, sich mit »der großen jüdischen Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, die heutzutage die Shoah oder der Holocaust genannt wird« (Klüger, 5. Mai 2011) auseinander zu setzen.

2008 erscheint das zweite Erinnerungsbuch *Unterwegs verloren*. Die Kritik vermerkt einen zynischen Ton. Damit wird jedoch Ruth Klügers politisches Statement verfehlt – um »mit Ungerechtigkeiten umzugehen, gegen die man nichts machen kann« (zit. in: *sz-magazin.sueddeutsche*.de, 10/2012). Die Poetik und Politik der Autorin liegen in der Auseinandersetzung, die sie eröffnet. Hierfür hat sie sich auch immer wieder mit ihrer Geburtsstadt konfrontiert, wo »jeder Pflasterstein […] antisemitisch für mich [ist]« (zit. in: *Spiegel.de*, 31.08.2006). Ruth Klüger bringt sich dennoch regelmäßig in Wien ein, wie in zahlreichen Wiener Vorlesungen oder zuletzt im Bundesgymnasium Rahlgasse. Dort liest sie im Mai 2012 aus ihrem Buch *Weiter leben* vor und bietet SchülerInnen Raum zur Diskussion.

Mit *Zerreißproben* (2013) veröffentlicht Ruth Klüger schließlich ihren ersten umfassenden Gedichtband, wobei sie ihre Gedichte mit Kommentaren versieht. »Ich möchte Gedichte vorstellen, die etwas mit meinem Leben zu tun hatten, und sagen, was es war. Oft war es etwas, was ich verdrängen wollte und das sich nicht verdrängen ließ« (*Zerreißproben* 2013, S. 9). Durch die Auslegung der eigenen Lyrik bricht sie ein Tabu. Denn traditionell sollen Gedichte, wie Frauen, so die Analogie der Autorin, »einfach, in ihrer ganzen Schönheit ›da sein‹‹‹ (ebenda, S. 7). Dem widerspricht Ruth Klügers feministisches wie literarisches Engagement. Denn Gedichte beinhalten für sie wie Träume die Möglichkeit, »sich Luft zu verschaffen« (ebenda, S. 9).

Bücher von Ruth Klüger:

Frauen lesen anders. Essays, München 1996

Katastrophen. Über deutsche Literatur, München 1997

Zerreißproben, Wien 2013

Anmerkung

1 Eva Geber (2011) Laudatio auf Ruth Klüger zur Überreichung des Theodor Kramer Preises. In: *AUF – Eine Frauenzeitschrift* 2011/Nr. 153, S. 56-57, S. 57

Katharina Mader

ausgezeichnet 2017
in der Kategorie
»Feministische Ökonomie«

Unbezahlte Arbeit, die historisch wie aktuell meist von Frauen verrichtet wird, ist Katharina Maders Spezialgebiet. Mader erforscht, was die klassische Ökonomie übersieht und erst Schritt für Schritt von Feministinnen in die Wirtschaftswissenschaft hineinreklamiert werden muss. Für ihr wissenschaftliches Engagement in der feministischen Ökonomie erhält die Volkswirtin 2017 den *Wiener Frauenpreis*.

Katharina Mader wurde 1981 in Wien geboren. Sie studierte Volkswirtschaft, »um die Welt besser zu verstehen.«[1] Dabei lernte sie schnell, dass »das Gelehrte mit meiner weiblichen Lebensrealität nur bedingt zu tun hat«.[2] Denn Geschlecht kommt in klassischen Wirtschaftstheorien schlichtweg nicht vor. »In der Ökonomie brauchen wir Feminismus ganz dringend. Es gibt genug zu tun, Stichwort bezahlte und unbezahlte Arbeit, die Höhe der Löhne, die Art der Arbeitsplätze«, erklärt Mader im Interview mit *derstandard.at*.[3] Solche frauenpolitischen Themen stellen eine so genannte »Black Box« dar – ein Kasten, in den man lieber nicht hineinschaut. »Arbeit« ist im wissenschaftlichen Mainstream per definitionem bezahlt, alles andere wird gar nicht als Arbeit gewertet. Feministische Ökonomie heißt deshalb, über den wissenschaftlichen Tellerrand zu schauen. Dies gehört mittlerweile zum Tagesgeschäft der, am *Institut für Institutionelle und Heterodoxe Ökonomie* der Wirtschaftsuniversität Wien (WU) tätigen, Volkswirtin.

Nach dem Studium setzte sich Mader zunächst in der *Frauenabteilung der Stadt Wien* und in der *Wiener Magistratsdirektion* mit feministischer Ökonomie auseinander. Von 2004 bis 2007 arbeitete sie als Referentin für den *Bereich Feministische Ökonomie mit Schwerpunkt Arbeitsmarkt und Gender Budgeting*. »Ein politisches Umsteuern zugunsten einer geschlechtergerechten Verteilung öffentlicher Mittel ist das Kernanliegen von Gender Budgeting«, erklärt Mader den englischen Fachbegriff.[4] Unbezahlte Arbeit sei dabei ein Schlüsselaspekt. Denn die Auswirkungen eines Budgets auf die Gleichstellung von Frauen und Männern zeige sich »in seinem Effekt auf das Maß an unbezahlter Arbeit.«[5] Ein geschlechtergerechtes Budget beeinflusst also, unter welchen Bedingungen und von wem unbezahlte Arbeit verrichtet wird.

Die Gleichstellung von Frauen und Männern wurde 2009 in der österreichischen Verfassung verankert. Die geschlechtergerechte Verteilung des öffentlichen Haushalts ist ein wesentlicher Aspekt davon. »Bund, Länder und Gemeinden haben bei der Haushaltsführung die tatsächliche Gleichstellung von Frauen und Männern anzustreben«, heißt es im Artikel 13 der Bundesverfassung.[6] Doch es ist gar nicht so einfach, das neu verankerte Recht von Frauen in der politischen Praxis und in den Verwaltungen umzusetzen. Ein Patentrezept gibt es nicht.

Genau damit beschäftigte sich Katharina Mader in ihrer Dissertation, die sie neben der Arbeit für die Stadt Wien verfasst. In ihrer Forschung untersucht Mader »*Gender Budgeting als emanzipatorisches, finanz- und demokratiepolitisches Instrument*«. Gender

Budgeting hat, wie Mader in ihrer Dissertation unterstreicht, mit Demokratie zu tun. Am Beispiel des Budgetprozesses der Stadt Wien erstellte Mader ein wissenschaftliches Grundgerüst für Gender Budgeting. 2008 erhielt sie für ihre Leistung den *Dr. Maria Schaumayer Preis*. Ein Jahr darauf wurde die 2009 im *Peter Lang Verlag* erschienene Arbeit mit dem *Gabriele Possanner Staats-und Förderpreis* ausgezeichnet: »Die Publikation ist nicht nur für jeden Budgetisten, jede Budgetistin ein Pflichtexemplar, sondern auch für alle politischen Funktionäre und Funktionärinnen«, hält die *Rektorin der Akademie der Bildenden Künste Eva Blimlinger* in der Laudatio fest.[7]

Wie kann Finanzpolitik transparenter und partizipativer sein? Gender Budgeting beforscht Katharina Mader nicht nur hinsichtlich Geschlechtergerechtigkeit, sondern auch ganz allgemein zur Frage nach einer gerechteren sozialen Verteilung, zum Beispiel im Kontext von Entwicklungszusammenarbeit. Maders Perspektive könne, wie Blimlinger in Bezug auf ihre Dissertation unterstreicht, »angesichts der aktuellen Wirtschaftskrise nicht relevanter sein.« In Krisenzeiten ist ein Blick auf die gesellschaftliche Rolle von Frauen schließlich besonders wichtig: Frauen übernehmen mit ihrer unbezahlten Arbeit eine »Airbag«-Funktion. »Sie versuchen die Anpassungslasten von Krisen abzufedern und zu kompensieren«, führt Mader auf der Homepage der *Interministeriellen Arbeitsgruppe für Gender Mainstreaming/ Budgeting (IMAG GMB)* aus.

Katharina Mader kennt selbst, wie sie auf *madamewien.at* erzählt, das Mantra vieler Mütter: »Du musst finanziell unabhängig sein.«[8] Unabhängigkeit geht sich allerdings nicht immer aus, schon gar nicht, wenn man selbst Mutter oder für die Pflege eines Familienmitglieds zuständig ist. Diese Formen der Arbeit sind in der Regel unbezahlt und werden immer noch vor allem von Frauen erledigt. »Aktuelle Forschungen bestätigen, dass zwei Drittel der Care Arbeiten nach wie vor Frauen übernehmen. Und selbst wenn ein Teil z.B. an Haushaltshilfen ausgelagert wird, fühlt sich die Frau für deren Organisation verantwortlich.«, so Katharina Mader.[9] Ein besonderer Aspekt von unbezahlter Arbeit ist, dass sie mit Beziehungen und Fürsorge zu tun hat. Dies kann nur schwer bemessen und muss auch immer wieder von vorne erledigt werden: »das sind keine Projekte, die abgeschlossen werden.«[10] Seit den 1990er Jahren wird in der feministischen Ökonomie der Begriff »Care« verwendet, um diese Aspekte hervorzuheben.

Dass vor allem Frauen Care-Arbeit leisten, hat mit dem dominierenden Frauenbild in der Gesellschaft und der entsprechenden Sozialisation zu tun. »Mädchen werden oft als fürsorglich und einfühlsam erzogen, wohingegen Buben nicht mit Puppen spielen sollten. Das wirkt sich natürlich auf unser Rollenbild aus«, gibt Mader im Blog des *Career Centers an der WU* zu bedenken.[11] Diese Zuständigkeit hinterlässt allerdings auch im Erwerbsleben Spuren. Zum Beispiel arbeiteten laut Statistik Austria im Jahr 2016 nur etwa 11 Prozent der erwerbstätigen Männer in Teilzeit, hingegen waren es bei den Frauen circa 47 Prozent.[12] Dabei müssen solche Zahlen auch gegen den Strich gelesen werden. Doch weil Care-Arbeit nicht bezahlt wird, findet sie sich auch nicht in den Statistiken. Laut Mader entspricht der ungefähre Wert der unbezahlten Arbeit einem Drittel des Sozialprodukts in einer westlichen Gesellschaft: »Diese Tätigkeiten sind für die Wirtschaft von immenser Bedeutung, genaugenommen sind sie der Erwerbstätigkeit vorgelagert. Denn ist die Wäsche nicht sauber, dann kann man auch nicht zur Arbeit gehen.«[13]

Seit den 1960er Jahren haben sich im Care-Bereich viele neue Arbeitsplätze entwickelt. Allerdings seien das meistens »Frauenarbeitsplätze«, wie Mader kritisch festhält.[14] Auch wird diese Arbeit, etwa im Pflegebereich, vielfach von migrantischen Arbeitskräften ge-

leistet und schlecht bezahlt. Ungerechtigkeiten stehen also weiterhin an der Tagesordnung in dem von so vielen Abhängigkeiten geprägten Bereich. »Kinder wachsen nun einmal nicht von alleine auf, und im Alter werden wir selbst auch einmal pflegebedürftig und somit abhängig werden.«[15] Katharina Mader, die selbst Mutter eines kleinen Kindes ist, spricht sich deshalb für den Lösungsweg einer allgemeinen Arbeitszeitverkürzung aus. In einigen nordeuropäischen Ländern sei eine 32-Stunden Arbeitswoche schon längst umgesetzt. »Das würde übrigens nicht bedeuten, dass wir nun alle Kinder bekommen müssen. Nein: Dann haben wir ein politisches Leben oder auch Freizeit oder wir unterstützen eine andere Familie bei deren Care Arbeiten.«[16]

Seit 2011 arbeitet Katharina Mader an ihrem Habilitationsprojekt. Darin setzt sich Mader intensiv mit Care-Arbeit auseinander und untersucht, wie sich die Arbeit im Haushalt auf das Einkommen auswirkt. Als Mitglied der *International Association for Feminist Economics (IAFFE)* und als Mitglied im *Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (Beigewum)* und der unabhängigen Watchgroup *Gender und öffentliche Finanzen* setzt sich Mader an zahlreichen Fronten für die Anliegen feministischer Ökonomie ein. Denn »Weltveränderung braucht Reibung«, ist die Ökonomin überzeugt.[17]

Arbeiten von Katharina Mader:

Gubitzer, Luise, Klatzer, Elisabeth, Mader, Katharina. 2009. *Social Accountability. Gender Budgeting als Gleichstellungsstrategie in der EZA?* Studie für VIDC.

Mader, Katharina. 2015. *Gender Budgeting in der österreichischen Bundesverfassung. Fortschritt oder Falle?*. WSI Mitteilungen 01 (2015): 51-58.

Mader, Katharina. 2016. *Gender Budgeting und Wirkungsorientierung. Erfolgsrezept und Herausforderung*. In: Gender Budgeting - Wirkungskontrolle, Hrsg. Österreichischer Städtebund, 1-11. Wien: Manz.

Anmerkungen

1 Astrid Kuffner; Pamela Russmann (2017): »Der Haushalt als Black Box«, in: *http://www.madamewien.at/_mader_katharina/*

2 Astrid Kuffner (2010): »Frauen und Formeln. Katharina Mader wurde für ihre Arbeiten zur feministischen Ökonomie geehrt«, in: *http://derstandard.at/1271374805470/Geistesblitz-Frauen-und-Formeln*

3 Ebd.

4 Katharina Mader: »Gender Budgeting«, in: *http://blog.imag-gendermainstreaming.at/index.php/de/?s=mader*

5 Ebd.

6 Bundeskanzleramt Rechtsinformationssystem, in: *https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR40094597*

7 Laudatio von Eva Blimlinger (2010), in: *https://wissenschaft.bmwfw.gv.at/fileadmin/user_upload/wissenschaft/frauen/GabrielePossannerFoerderungspreisLaudatio09.pdf*

8 Astrid Kuffner; Pamela Russmann (2017): »Der Haushalt als Black Box«

9 Brigitte Kuchenbecker (2017): »Care Arbeit – oder: Was arbeitet Schneewittchen eigentlich?«, in: *https://blog.zbp.at/care-arbeit-oder-was-arbeitet-schneewittchen-eigentlich/*

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Statistik Austria, in: *https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/arbeitsmarkt/arbeitszeit/teilzeitarbeit_teilzeitquote/index.html*

13 Brigitte Kuchenbecker (2017): »Care Arbeit – oder: Was arbeitet Schneewittchen eigentlich?«

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Astrid Kuffner (2010): »Frauen und Formeln. Katharina Mader wurde für ihre Arbeiten zur feministischen Ökonomie geehrt«

Maria Mayrhofer

ausgezeichnet 2017
in der Kategorie
»Gegen Hass im Netz«

Maria Mayrhofer hat einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, »das Thema Hass im Netz zu einer Agenda zu machen, die nicht die Privatsache von Frauen ist.«[1] Die Geschäftsführerin der Kampagnenaktion *#aufstehn* ist deshalb 2016 mit dem Wiener Frauenpreis ausgezeichnet worden.

Im Sommer 2016 sind in Österreich erstmals vier von Online-Hass und sexualisierten Drohungen im Internet betroffene Journalistinnen an die Öffentlichkeit gegangen. In der *Falter-Titelgeschichte* »Uns reicht's« erzählen *Ingrid Thurnher*, *Corinna Milborn*, *Barbara Kaufmann* und *Hanna Herbst* von Hass, Vergewaltigungs- und Morddrohungen, die sie im Internet erhalten haben.[2] Mit dem *#solidaritystorm* initiierte die unabhängige Kampagnenorganisation *#aufstehn* eine digitale Kampagne, um die Journalistinnen zu unterstützen. Denn gerade sexistische Gewalt hat oft keine Öffentlichkeit, da sie tief in Gesellschaft und Kultur verankert ist. In wenigen Stunden erklärten sich fast 15.000 Menschen mit den Betroffenen solidarisch. »Das war ein wichtiges Signal«, betont Mayrhofer, »Wir als Zivilgesellschaft haben deutlich gemacht, dass wir diesen Hass nicht tolerieren.«[3]

Verbale Attacken im Internet richte sich gegen alle, die nicht in ein bestimmtes Weltbild passen: »weil sie sich kritisch äußern, weil sie vielleicht nicht hier geboren sind, weil sie selbst entscheiden wollen, wen sie lieben, oder ganz oft schlichtweg einfach nur deshalb, weil sie Frauen sind.«[4] Richten sich die Attacken gegen Frauen, kommt eine spezielle Form von Hass ins Spiel: Die Körper und das Geschlecht von Frauen werden zur Angriffsfläche, um Frauen mit sexualisierten Gewaltdrohungen einzuschüchtern. »Frauen werden auf ihren Körper reduziert und bedroht – nicht zuletzt mit dem Ziel, dass sie sich schämen, sich alleine fühlen, sich zurückziehen und aufhören, öffentlich ihre Meinung zu sagen.«[5] 70% aller im Internet aktiven Frauen, so Mayrhofer, haben schon einmal Hass erlebt. Sexualisierter Hass betreffe Politikerinnen genauso wie Sportreporterinnen, die ein Fußballspiel kommentieren, »die Schülerin oder die Nachbarin von nebenan.«[6]

»Ich glaub ich hab immer schon einen recht ausgeprägten Gerechtigkeitssinn gehabt«, erzählt Mayrhofer im Portrait als Frauenpreisträgerin von ihrer Kindheit.[7] Maria Mayrhofer wurde 1987 in *Lilienfeld*, Niederösterreich, geboren. Bereits als Studentin der *Internationalen Entwicklung und Politikwissenschaft* in *Wien* und *Costa Rica* engagierte sich Mayrhofer für Menschenrechtsthemen. In ihrer Diplomarbeit beforschte Mayrhofer den Zusammenhang von Geschlecht und nationaler Identität vor dem Hintergrund des Westsahara-Konflikts. Darin untersucht Mayrhofer die Lebensumstände und Möglichkeiten saharauischer Frauen, politisch aktiv zu werden: im Widerstand wie bei der Organisation des täglichen Lebens in den Flüchtlingslagern.[8] Für diese Arbeit wurde Mayrhofer 2011 mit dem *Nachwuchspreis der Österreichischen Gesellschaft für Politikwissenschaft (ÖGP)* ausgezeichnet. 2012 ist ihre Arbeit im *Peter Lang Verlag* erschienen.

Nach dem Studium war Mayrhofer journalistisch tätig, sammelt Erfahrung in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in den Bereichen Migration, Menschenrechte und Gender und arbeitete mehrere Jahre als Pressesprecherin eines gemeinnützigen Vereins. 2015 gründete Mayrhofer gemeinsam mit dem Kampagnenberater *Yussi Pick* die gemeinnützige Kampagnenorganisation *#aufstehn*. Als Geschäftsführerin ist sie seither für den Aufbau der Organisation hauptverantwortlich. Mayrhofer leitet ein mehrköpfiges Team, plant und koordiniert Kampagnen, schmiedet Koalitionen und vertritt die Interessen der UnterstützerInnen in der Öffentlichkeit und in den Medien.

Das Internet bietet Mayrhofer nach große Chancen für jene Gruppen, »die sonst nicht so gehört werden.« Es wäre fatal nur jenen zuzuhören, »die am lautesten schreien oder mit den bösesten Worten um sich werfen«, gibt Mayrhofer zu Bedenken.[9] Was im Internet passiere, komme schließlich wie ein Boomerang im echten Leben wieder an.[10] Deshalb nutze *#aufstehn* das Internet, um für ein respektvolles Miteinander, Chancengleichheit und soziale und ökonomische Fairness zu kämpfen.[11] Der *Verein zur Förderung zivilgesellschaftlicher Partizipation* versteht sich als eine Gemeinschaft von über 50.000 Engagierten, die mit dem politischen Stillstand in Österreich unzufrieden sind. Das Ziel der Kampagnenorganisation ist es, durch digitale Technologien Zugangsbarrieren zu politischen Prozessen abzubauen und neue Mitbestimmungsmöglichkeiten zu schaffen: »damit die Themen, die vielen von uns schon lange unter den Fingernägeln brennen, endlich ins Licht der Öffentlichkeit und auf die politische Agenda kommen.«[12]

Für Maria Mayrhofer geht es aber auch darum »wirklich aufzustehen für die Dinge, an die man glaubt«.[13] Das Internet könne nur der erste Schritt sein. Dem Namen der Kampagnenorganisation entsprechend, bleibt es nicht bei digitalen Tools. So folgte der #solidaritystorm-Aktion gegen Hass im Netz ein Flashmob am Wiener Karlsplatz: Etwa 100 Personen haben Reaktionen gegen sexualisierte Online-Gewalt nachgestellt. Die entstandenen Bilder können seither gegen Hasspostings im Internet eingesetzt werden. Darüber hinaus wurde ein 5-Punkte-Programm mit konkreten Forderungen an die Politik entwickelt, das dem Justizminister gemeinsam mit den 16.773 Unterstützungserklärungen überreicht wurde. Mit Erfolg: Einige der Forderungen, wie eine Beratungs- und Meldestelle gegen Hass im Netz, wurden bereits realisiert. Mittlerweile bietet *#aufstehn* auf *www.solidaritystorm.at* eine Plattform an, auf der man gegen Hass und sexualisierte Online-Gewalt aktiv werden kann.

Solche Formen des Engagements im Internet wie im echten Leben strebt Mayrhofer mit *#aufstehn* in unterschiedlichen Themenbereichen an. Auch gegen Rechtsextremismus hat *#aufstehn* sichtbare Zeichen gesetzt. »In Traiskirchen haben wir als Antwort auf Flugblätter der Identitären, die Flüchtlinge abschrecken sollten, eine Gegenaktion gestartet«, erzählt Mayrhofer im Interview mit dem Profil.[14] Tausende Willkommensbotschaften an Geflüchtete wurden von Freiwilligen übersetzt, auf Postkarten gedruckt und verteilt. 2016 hat sich *#aufstehn* gegen den Akademikerball engagiert. Die Organisation rief dazu auf, das jährliche Zusammentreffen schlagender Burschenschaften und rechter PolitikerInnen aus ganz Europa in ein Charity-Event zu verwandeln und somit auf den Kopf zu stellen. Ballkarten unterschiedlicher Preiskategorien konnten auf der Website von *#aufstehn* durch Spenden umgewidmet werden. Der Erlös wurde dem *Projekt »Flüchtlinge Willkommen«* gespendet.

Anlässlich der Bundespräsidentschaftswahl 2016 ist *#aufstehn* unter dem Motto «Amoi geht's no!" aktiv geworden und hat 50.000 Türhänger produziert. Zugleich entwickelte #aufstehn ein eigenes Online-Tool mit Telefon- und Messengerdiensten. Damit konn-

ten sich Menschen außerhalb von Parteistrukturen engagieren und ihr persönliches Umfeld zur Wahl motivieren. Mit der Initiative sollten jene erreicht werden, die von der traditionellen Wahlwerbung nicht angesprochen werden oder von der Wahlwiederholung frustriert waren.[15]

In Österreich sei diese Art des politischen Aktivismus noch neu, erklärt Mayrhofer dem Magazin *The Gap*. Graswurzelbewegungen, die aus der Zivilgesellschaft entstehen, sind in anderen Ländern wie den USA und Großbritannien viel stärker verbreitet. *#aufstehn* sieht sich als solche Bewegung und versteht sich als Teil eines internationalen Netzwerkes progressiver Online-Kampagnenorganisationen.[16] Als solche hat *#aufstehn* in den letzten zwei Jahren zahlreiche Themen bearbeitet und sich z.B. gegen die Handelsabkommen TTIP und CETA, für eine Senkung der Steuer auf Tampons, gegen Umweltzerstörung, für den freiwilligen Schulbesuch jugendlicher Flüchtlinge und für eine menschliche Asylpolitik engagiert. »Du wirst das eh nicht ändern. Und du, Mädel, wirst es schon gar nicht ändern.«[17] Die landläufige Meinung, dass man die Dinge eh nicht ändern könne, hat Maria Mayrhofer inzwischen eindeutig widerlegt.

Diplomarbeit von Maria Mayrhofer:

Maria Mayrhofer. 2012. Gender und Nationale Identität im Westsahara-Konflikt. Implikationen für saharauische Frauen und weiblichen Aktivismus. Frankfurt am Main: Peter Lang

Anmerkungen

1 Jury-Begründung

2 Barbara Kaufmann; Corinna Milborn; Florian Klenk; Hanna Herbst; Ingrid Thurnher auf *falter.at* »Uns reicht's! Sie werden für kritische Berichte sexistisch beschimpft, mit Vergewaltigungen und Mord bedroht. Vier prominente Journalistinnen wehren sich gegen den Hass im Netz«, aus: FALTER 24/16 vom 14.06.

3 Maria Mayrhofer (2016): »#aufstehn gegen Hass im Netz«, in *https://mein-netz.at/aufstehn/*

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Ebd.

7 Wiener Frauenpreis 2016: Maria Mayerhofer, in: *https://www.youtube.com/watch?v=Vs-SbApOAfU*

8 Vgl. Peter Lang Verlag, in: *https://www.peterlang.com/view/9783653015034/9783653015034.00008.xml*

9 Maria Mayrhofer (2016): »#aufstehn gegen Hass im Netz«

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Website von #aufstehn: »#aufstehn stellt sich vor«, in: *https://www.aufstehn.at/aufstehn-stellt-sich-vor/*

13 Wiener Frauenpreis 2016: Maria Mayrhofer

14 Christina Feist auf profil.at (2016), »#aufstehn: ‚Wir wollen Alternativen anbieten', in: *https://www.profil.at/oesterreich/aufstehn-wir-bieten-alternativen-6207545*

15 Presseaussendung »'Amoi geht's no!': 50000 Wahltürhänger für ganz Österreich«, in: *https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20160906_OTS0054/amoi-gehts-no-50000-wahl-tuerhaenger-fuer-ganz-oesterreich*

16 Barbara Fohringer auf thegap.at (2016), »Wir sind viele und wir stehen hinter euch«, in: *https://thegap.at/wir-sind-viele-und-wir-stehen-hinter-euch/*

17 Wiener Frauenpreis 2016: Maria Mayrhofer

Ingrid Moritz

ausgezeichnet 2010
für ihren steten Einsatz für
Einkommensgerechtigkeit

Ingrid Moritz ist Leiterin der Abteilung *Frauen – Familie in der Wiener Arbeiterkammer* (AK). Gemeinsam mit ihrem Team thematisiert sie unermüdlich die strukturelle Benachteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt und erarbeitet Vorschläge zur Verringerung bestehender Lohnunterschiede. Wenngleich heute viele Frauen erwerbstätig sind, verdienen sie oft nicht genug, um ihre Existenz unabhängig zu sichern. Um etwas zu bewegen, müsste nicht nur (Frauen-) Arbeit neu bewertet, sondern auch bezahlte wie unbezahlte Arbeit umverteilt und Geschlechterrollen aufgebrochen werden. Im Engagement dafür setzt sie auf Solidarität und breite Bündnisse.

Ingrid Moritz wird 1963 in Zell an der Pram (OÖ) geboren. Aufgrund ihres entwicklungspolitischen Interesses inskribiert sie sich zunächst für Ethnologie an der Universität Wien. Weil ihr die Ausrichtung dieser Studienrichtung in den 1980er Jahren aber zu exotisierend ist, wählt sie schließlich Politikwissenschaft als Hauptfach. 1991 schließt sie das Studium mit einer Diplomarbeit über die Beziehungen zwischen Österreich und Kuba ab, wo sie zuvor einen halbjährigen Forschungsaufenthalt verbracht hat.

Im selben Jahr beginnt sie ihre Tätigkeit in der Abteilung *Frauen – Familie*, zunächst als Beraterin für Fragen rund um Mutterschutz, Karenzgeld und Gleichbehandlungsrecht. Im Jahr 1998 wird sie Leiterin der Abteilung, die auf das von Käthe Leichter 1925 gegründete Frauenreferat zurückgeht. Im Zuge der Umstrukturierungen innerhalb der AK, in denen die Beratungstätigkeit gebündelt wird, verschiebt sich der Abteilungsfokus auf die Grundlagen- und interessenpolitische Arbeit. Hat es bisher einen juristischen Schwerpunkt in der Abteilung gegeben, so ist Ingrid Moritz ein »Kompetenzenmix« wichtig. Die Zusammenarbeit von Expertinnen unterschiedlicher Bereiche ermöglicht die Beleuchtung eines Themas von mehreren Seiten. Insbesondere die Integration einer ökonomischen Expertise ist Ingrid Moritz ein Anliegen, um die Finanzierbarkeit von Vorschlägen realistisch abklären zu können.

2001 leitet sie ein Gender Mainstreaming Pilotprojekt, in dem mehrere Abteilungen der AK auf ihre Geschlechterpolitik durchleuchtet und konkrete Maßnahmen erarbeitet werden. Dabei wurde gemeinsam mit der Abteilung *Betriebswirtschaft* festgestellt, dass die Branchenanalysen hauptsächlich auf Industrie und Produktion ausgerichtet sind, wo wesentlich mehr Männer arbeiten. Dieses Projekt lieferte wichtige Impulse zur gendergerechten Weiterentwicklung der Angebotspalette. Der Dienstleistungssektor, in dem viele Frauen beschäftig sind, ist in bisherigen Analysen hingegen unterrepräsentiert geblieben. Dabei sind gerade Branchenanalysen wichtig für die Lohnverhandlungen der Gewerkschaften. Aufgrund der von ihrem Team erhobenen Statistiken gelingt es zum Beispiel, das Angebot auf Bereiche wie den sozialen Sektor zu erweitern (Moritz 2008).[1]

Als unter der schwarz-blauen Regierung 2002 das Kinderbetreuungsgeld eingeführt wird, hat sie den Mut sich als eine der ersten öffentlich dagegen auszusprechen. Während damals nicht auszuschließen ist, dass dieses angesichts mangelnder Kinderbetreuungseinrichtungen auf breitere Zustimmung stößt, steht für Ingrid Moritz fest, dass die damit gegebenen Anreize für lange Auszeiten Frauen in alte Rollen zurückdrängen. Die mittlerweile erreichte Flexibilisierung des Modells, die auch die häufig gewählten Kurzvarianten vorsieht, wertet sie als großen Fortschritt.

Eines der brennenden Themen der vergangenen Jahre ist in ihren Augen die Einkommenstransparenz. »Was ist daran so tabu«? fragt sie und kritisiert die bestehende »Intransparenz und Schweigekultur zum Einkommen« (zit. in: *AUF – Eine Frauenzeitschrift* 2011/Nr. 152, S.7). Hinsichtlich der Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männern ist Österreich im EU-Durchschnitt nahezu trauriges Schlusslicht. Ingrid Moritz ist an der Ausverhandlung einer Novellierung des Gleichbehandlungsgesetztes beteiligt, das seit März 2011 in Unternehmen das Vorlegen von Einkommensberichten vorsieht. Zudem können verpflichtende Einkommensangaben bei Jobinseraten erreicht werden, die eine wichtige Orientierung bieten. Im Rahmen eines Side Events bei der UN Weltfrauenkonferenz 2011 in New York präsentiert sie die österreichischen Erfahrungen. Zwar könnten ihrer Meinung nach bei der Implementierung noch Verbesserungen erzielt werden, dennoch wertet Ingrid Moritz das Verhandlungsergebnis als Erfolg. Einkommensgerechtigkeit betrifft dabei nicht nur die Unterschiede zwischen Frauen und Männern, sonder auch zwischen Jüngeren und Älteren sowie zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund. Gerade die Perspektive von Migrantinnen strukturell in den Bereich der Grundlagenarbeit zu integrieren, ist ihrer Meinung nach sehr wichtig.

Aktuell beschäftigt Ingrid Moritz zunehmend die Frage der Arbeitszeitverteilung. Während Frauen oftmals wegen mangelnder Kinderbetreuungsplätze unfreiwillig in die Teilzeit gedrängt werden, hat sie den Eindruck, dass das »Ernährermodell« nicht zuletzt aus Sicht der Männer brüchig wird. Zunehmend wollen sich viele nicht mehr auf eine reine Erwerbsorientierung reduzieren lassen. Der springende Punkt dabei ist nicht die Anpassung von Frauen an das männliche Vollzeitmodel. Vielmehr soll tendenziell eine Erhöhung der (bezahlten) Arbeit bei Frauen und ein Abbau der Arbeitszeit bei Männern erreicht werden. Zentral ist dabei die Stärkung einer eigenständigen Existenz von Männern und Frauen. Dem steht bislang hinderlich entgegen, dass der Ausbau von sozialer Infrastruktur hauptsächlich von seiner Kosten- und kaum von seiner Nutzenseite gesehen wird. Im Gegensatz zu anderen öffentlichen Ausgaben, wie dem Straßenbau, wird etwa flächendeckende Kinderbetreuung nicht als Investition gesehen. Dabei wird kaum erforscht, argumentiert sie, welche Kosten durch den Mangel dieser Dienstleistungen verursacht werden.

Austausch mit Kolleginnen sowie interne und externe Vernetzung sind Ingrid Moritz ein großes Anliegen. Sie ist Mitinitiatorin einer Arbeitsgruppe zu Diversität und Migration und Co-Leiterin einer Pflegearbeitsgruppe. In dieser soll der Pflegebereich aus der Sicht der Beschäftigten analysiert und Verbesserungsvorschläge erarbeitet werden. Gleichzeitig wird dafür sensibilisiert, dass die Gewährleitung der Pflege auch eine enorme Entlastung von Frauen mit sich bringen würde, die diese Arbeit oft unbezahlt verrichten müssen.

Aktiv ist Ingrid Moritz auch im *Arbeitsmarktservice* (AMS), dort war sie eine der ersten Frauen auf ArbeitnehmerInnen-Steite auf deren Expertise in Gremien zurückgegriffen wurde. Seit 2002 ist sie Ersatzmitglied des AMS-Ver-

waltungsrates. In einer gemeinsamen Vernetzung mit Frauen der AK, des *Österreichischen Gewerkschaftsbundes* (ÖGB) und des *Arbeitsmarktservices* (AMS) diskutiert Ingrid Moritz arbeitsmarktpolitische Interessen von Frauen und macht diese geltend.

Neben ihrem frauenpolitischen Einsatz ist ihr auch das Engagement gegen rassistische Ausgrenzung ein wichtiges Anliegen. Seit den 1990er Jahren ist sie Vorstandsmitglied im *Beratungszentrum für Migranten und Migrantinnen* und seit 2001 Obfrau des Vereins.

Ingrid Moritz' Einsatz für Einkommensgerechtigkeit:

Leitung der AK-Abteilung *Frauen-Familie* (seit 1998), u.a. Mitverhandlung bei der Novelle des Gleichbehandlungsgesetztes zur Erhöhung von Einkommenstransparenz (2011)

Vernetzung und breite Bündnisse zur Verbesserung von Einkommensgerechtigkeit

Einsatz für einen höheren Frauenanteil in Führungs- und Entscheidungspositionen innerhalb des *Arbeitsmarktservice* (AMS)

Anmerkung

1 Moritz, Ingrid (2008) Gender Mainstreaming in der AK Wien. In Appiano-Kugler, Iris; Kogoj Traude (Hgg.) *Going Gender And Diversity,* Wien. 5-81

Ingrid Nikolay-Leitner

ausgezeichnet 2003
für ihre herausragende Arbeit
im Sinne von Gleichstellung

Nach der gesetzlichen Verankerung in der 2. Novelle des Gleichbehandlungsgesetzes für die private Wirtschaft im Jahr 1990 wurde die Gleichbehandlungsanwaltschaft 1991 im Sozialministerium eingerichtet und, nachdem Johanna Dohnal Frauenministerin geworden war, in ihren Kompetenzbereich übertragen. Der gesetzliche Auftrag der neuen Einrichtung war die Erhöhung der praktischen Wirksamkeit der Bestimmungen des Gleichbehandlungsgesetzes durch »Personalisierung des Rechts«. Maßgeblich für die Konzeption der damals noch »Anwältin für Gleichbehandlungsfragen« genannten Institution war Ingrid Nikolay-Leitner. Die 1953 in Wien geborene Pädagogin und Juristin kann zu diesem Zeitpunkt auf umfangreiche Erfahrungen im Gleichstellungsbereich zurückgreifen. Vor allem hat sie von 1980 bis 1987 im Staatssekretariat für allgemeine Frauenfragen bei Johanna Dohnal gearbeitet. Nach rund zwölf Jahren engagierter Arbeit wird ihr 2003 der Frauenpreis für ihre herausragende Arbeit für die Gleichstellung verliehen. Ingrid Nikolay-Leitner ist es stets ein Anliegen gewesen, Antidiskriminierungsmaßnahmen auf das höchstmögliche Niveau zu heben und an der Verbesserung rechtlicher Standards zu arbeiten: »Je mehr Merkmale und Lebensbereiche in den rechtlichen Schutzbereich einbezogen werden« argumentiert sie, »desto mehr wird über Diskriminierung und Gleichbehandlung geredet – und damit hoffentlich auch nachgedacht«.[1]

Die Gleichbehandlungsanwaltschaft leistet Informations- und Aufklärungsarbeit und bietet Beratung und rechtliche Unterstützung für Betroffene an. Gemeinsam mit den KlientInnen werden in jedem individuellen Fall die spezifischen rechtlichen Möglichkeiten ausgelotet. Dies beinhaltet nicht zuletzt die Begleitung und Unterstützung bei außergerichtlichen Vergleichsgesprächen oder bei Verfahren vor der Gleichbehandlungskommission. Wenngleich nach wie vor zu wenige von Diskriminierung Betroffene ihre rechtlichen Möglichkeiten wahrnehmen, liegt die Zahl der Anfragen und Beratungen in der Gleichbehandlungsanwaltschaft mit über 4000 pro Jahr dennoch hoch. Die meisten Beschwerden werden dabei von Frauen vorgebracht, die in der Arbeitswelt diskriminiert werden, etwa im Zusammenhang mit einer Schwangerschaft, beim Entgelt oder durch sexuelle oder geschlechtsbezogene Belästigung. Zugleich hat sich der Zuständigkeitsbereich der Anwaltschaft in den letzten Jahren deutlich ausgeweitet. Ging es ursprünglich ausschließlich um die Gleichstellung von Frauen und Männern in der privatwirtschaftlichen Arbeitswelt, so ist die Gleichbehandlungsanwaltschaft seit 2004 auch mit Fällen von Diskriminierung aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit, Alter, Religion, Weltanschauung oder sexueller Orientierung betraut.

Ausgangpunkt stellt für die Anwaltschaft die konkrete Betroffenheit einer Person von Diskriminierungsmechanismen dar. Da diese jedoch oft ineinander greifen, hebt Nikolay-Leitner einen intersektionellen Anspruch hervor. Dieser von der US-Amerikanischen Schwarzen Frauenbewegung entwickelte Zugang geht davon aus, dass Machtverhältnisse

miteinander in Zusammenhang stehen und sich gegenseitig verstärken. Konkret bedeutet dies, dass zum Beispiel Migrantinnen nicht nur als Frauen, sondern häufig auch aufgrund ihrer ethnischen und/oder ihrer religiösen Zugehörigkeit Diskriminierung erfahren. So werden die beruflichen Qualifikationen von Migrantinnen noch deutlich geringer eingeschätzt als jene von Frauen ohne Migrationshintergrund. Nicht selten kommt es nach der Zurückweisung von sexueller Belästigung zu rassistischen Beschimpfungen oder einer Kündigung, erzählt Nikolay-Leitner aus ihrer alltäglichen Praxis. Zahlreiche muslimische Frauen, denen das Tragen eines Kopftuches am Arbeitsplatz verwehrt wird, wenden sich an die Anwaltschaft. Gleichzeitig werden auch Männer vertreten, die aufgrund eines nicht rollenkonformen Verhaltens in Schwierigkeiten gerade – etwa wenn sie ihren Rechtsanspruch auf Elternkarenz geltend machen.

Die »klare Stärke des Gleichbehandlungsrechts« sieht Nikolay-Leitner in der Bewusstseinsbildung: »Gleichbehandlungsrecht nimmt den Betroffenen die Last, ihr Gefühl des Unrechts, der Benachteiligung erst definieren zu müssen und macht Diskriminierung zum Problem derer, die ein Gesetz verletzen«.[2] Erschreckend empfindet sie dennoch dessen mangelnde Umsetzung in der Rechtssprechung. Gleichstellung und die dafür notwendigen Maßnahmen müssten ihr zufolge auch außerhalb von ExpertInnenrunden und spezialisierten Institutionen diskutiert werden. Mentoring und Ausbildungspools erscheinen ihr wichtige Maßnahmen, gleichzeitig zielen Gleichstellungsprojekte noch nicht direkt genug auf das Thema Einkommen ab. Im Kontext der Frauenpreisverleihung betont Nikolay-Leitner die Wichtigkeit ökonomischer Unabhängigkeit: »Wenn es die nicht gibt, kommt der Feminismus in Schwierigkeiten«. Dabei unterstreicht sie allerdings die Notwendigkeit zur Solidarität. Immer stärker stünden einige wenige Frauen in hohen Positionen einer Mehrheit jener gegenüber, denen immer größere Hindernisse in den Weg gestellt werden. Nachdem sie von Anfang ihrer Tätigkeit als Gleichbehandlungsanwältin an, intransparente Gehaltssysteme und mangelnde Entgelttransparenz kritisiert hatte, sieht sie in den 2011 in das Gleichbehandlungsgesetz aufgenommenen Bestimmungen zu betrieblichen Einkommensberichten, die 2012 durch die Strafbarkeit von Stelleninseraten ergänzt wurden, die keine Entgeltinformaiton enthalten, erste Schritte in Richtung mehr Transparenz. Gerade Frauen und marginalisierte Gruppen könnten davon profitieren, werden sie in der Arbeitswelt doch meist niedriger eingestuft als Männer – nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Auslegung von Kollektivverträgen. Dennoch bleibe noch viel zu tun und die Informationsarbeit der Gleichbehandlungsanwaltschaft hat das Thema Einkommen immer wieder im Fokus

Darüber hinaus macht sich Nikolay-Leitner Gedanken, wie in jenen Fällen von Diskriminierung zu verfahren ist, die vom Gesetz nicht als solche definiert wurden. Schließlich sei es gerade auch eine Frage von Herrschaftsverhältnissen, welche Formen von Diskriminierung als solche erkannt werden. So kann sich die Juristin beispielsweise eine »Diskussion über eine offene Liste an Diskriminierungsgründen« vorstellen, um auf bestimmte Fälle reagieren zu können (zit. in *diestandard.at,* 21.5.2014). Gleichzeitig beurteilt sie die Frage, ob enge oder weite Definitionen von Diskriminierung hilfreicher in deren Bekämpfung sind, als ambivalent. Während Offenheit einerseits die Möglichkeit bietet, spezifische Situationen konfrontieren zu können, stellt eine mangelnde Präzisierung andererseits auch eine Herausforderung für die Arbeit von Gleichbehandlungsinstitutionen dar.

Ingrid Nikolay-Leitner ist auch auf europäischer Ebene aktiv. Sie ist MitbegründerIn des Equinet, dem euröpäischen Netzwerk nationaler Gleichstellungsstellen und war von

2006 bis 2011 Vorstandsmitglied. Seit 2009 ist sie Mitglied des Expertinnenforums von EIGE, dem *European Institute for Gender Equality*. Darüber hinaus vermittelt sie ihr Wissen immer wieder auch Studierenden, etwa am Institut für Rechtswissenschaft oder in der Lehrveranstaltungsreihe »Diversity/Equality« der *Universität Wien*.

Ingrid Nikolay-Leitners Einsatz für Gleichstellung:

Konzeption und Aufbau der Gleichbehandlungsanwaltschaft

Mitgründung von *Equinet*

Anmerkungen

1 zit. in: (2012) *Gleichbehandlung in Salzburg 2006-2011. Analysen, Entwicklungen, Herausforderungen*. Land Salzburg – Stabsstelle für Chancengleichheit, Anti-Diskriminierung & Frauenförderung, S. 69

2 zit. in ebenda, S. 69

Elsa Prochazka

ausgezeichnet 2013
in der Kategorie Architektur

»Gesellschaftliche Widersprüche lassen sich nicht über Architektur, auch nicht über frauengerechte Architektur auflösen. Dennoch lässt eine Ergänzung der Kriterien für zeitgenössischen Wohnbau durch die spezifischen Anforderungen aus der Sicht von Frauen eine Bereicherung der Wohnbaudiskussion erhoffen«, schreibt Elsa Prochazka über ihre Tätigkeit im Rahmen der *Frauen-Werk-Stadt* (zit. aus: *www.prochazka.at*). In dem von der Stadt Wien initiierten Projekt sollten Architektinnen gefördert und mit ihnen gemeinsam Bau- und Wohnkonzepte entwickelt werden, in denen Frauen eine alltagsgerechte Wohn- und Lebenssituation vorfinden. Viele Überlegungen, die damals umgesetzt wurden, sind im Wohnbau heute Usus. So wurden Gemeinschaftswaschküchen von den Kellern in die Dachgeschosse verlegt oder Garagen und Stiegenhäuser mit Tageslicht beleuchtet. Elsa Prochazka reflektiert in ihrer Arbeit stets, »wie zeitgenössische Architektur sein kann« und welche Wohn- und Arbeitsverhältnisse daraus entstehen, argumentiert die Jury des Frauenpreises ihre Entscheidung.

Elsa Prochazka kommt 1948 in Wien auf die Welt. Die Architektur ist eigentlich immer schon ihr Berufswunsch und so inskribiert sie sich 1966 für dieses Fach an der *Technischen Universität Wien*. Nach der ersten Staatsprüfung wechselt sie an die *Akademie der Bildenden Künste*, wo in einem politisierten Umfeld die Verbindungen zwischen Architektur und Gesellschaftspolitik diskutiert werden. Obwohl sie in der Meisterklasse von Ernst Plischke die einzige Frau ist, fühlt sie sich dort ernst genommen. Dass es nicht selbstverständlich ist, als junge Frau in diesem männerdominierten Umfeld nicht belächelt zu werden, wird ihr erst später bewusst. Nach ihrem Studienabschluss 1973 eröffnet sie ihr eigenes Architekturbüro.

Einer von Prochazkas Schwerpunkten ist der Wohnbau. Die Anlage am Monte Laa (2002-2005) im 10. Wiener Gemeindebezirk zählt zu ihren bekanntesten Wohnprojekten. Im 3. Bezirk hat sie im Karree St. Marx (2006–2010) durchlässige Baukörper in eine Parklandschaft gesetzt, deren kristalline Oberflächen Licht reflektieren. In der Podhagskygasse im 22. Bezirk (2011-2014) treffen unterschiedliche Wohntypologien aufeinander, wobei kostengünstiges Wohnen umgesetzt wird. Elsa Prochazka vertritt eine hohe Dichtezahl im Wohnbau- vorausgesetzt es wird dadurch entsprechend großzügiger Freiraum möglich. Sie persönlich fände es auch reizvoll viel mehr in die Höhe zu bauen, dem seien in Wien aber Grenzen gesetzt (vgl. a *palaver*, Radio Orange, 02.03.2010).

Elsa Prochazka hat an der Gestaltung zahlreicher öffentlicher Gebäude mitgewirkt. Ende der 1980er Jahre hat sie erst das *Stadtkino*, dann das *Filmcasino* »sanft renoviert«, wie auf der Homepages des Programmkinos zu lesen ist, und mit geringen finanziellen Mitteln zu einen wichtigen kulturellen Treffpunkt Wiens beigetragen. Im *Palais Fanto* hat sie ein Geschoss für das *Arnold-Schönbergcenter* (1997) adaptiert und dabei verschiedene Nutzungstypologien

unter ein Dach gebracht: Konzertsaal, Büroräume, Ausstellungshalle, Bibliothek, Malerei- und Partiturenarchiv etc.

Ausstellungsdesign ist ein weiterer Arbeitsbereich von Elsa Prochazka. So hat sie in der *Wiener Hermesvilla* u.a. eine Ausstellung über Kronprinz Rudolf gestaltet (1988/89) oder Mitte der 1990er Jahre eine Reihe von 8 Musikergedenkstätten in Wien (Mozart, Beethoven, Strauss, Schubert, Haydn) neu museographisch interpretiert, wobei sie auf eine innovative und klischeefreie Konzeption Wert gelegt hat (1992–1995). Im *Kitzbühler Stadtmuseum* ist von ihr die Schausammlung neu aufgestellt (1999-2002, sowie 2011) worden und in Rohrbach (OÖ) haben unter ihrer Leitung Studierende, ProfessorInnen und KünstlerInnen Exponate der *Villa Sinnenreich* entwickelt und umgesetzt, einem Museum der Wahrnehmung, Täuschung und Illusion (2004).

Um als Architektin arbeiten zu können, braucht es ihrer Meinung nach viel Neugier, Energie und Ausdauer, Eindrücke müssen aufgesaugt werden. Das bedeutet für Elsa Prochazka wiederum nicht, dass allzu großer Optimismus hinsichtlich der gesellschaftsverändernden Kraft architektonischer Arbeit angebracht ist. Es kann immer nur in konkrete Situationen interveniert werden. So sollten im Rahmen der *Frauen-Werk-Stadt* nicht zuletzt gängige Geschlechterkonzepte und Vater-Mutter-Kind-Bilder in Frage gestellt werden. An Orten wie dem Margarete-Schütte-Lihotzky-Hof im 21. Bezirk sei es möglich gewesen, Standards zu etablieren, die einen Katalysator für »funktionelle und qualitätsmäßige Verbesserung« alltäglicher Wohnmomente bieten konnten und mittlerweile eine gewisse Selbstverständlichkeit erreicht haben. Terrain zu gewinnen heißt nicht, alles von einem Tag auf den anderen verändern zu können. Vielmehr bedeutet es, über das Fokussieren bestimmter Aspekte einen Schritt weiter zu kommen. Die Frage, ob Frauen andere Architektur machen als Männer, findet Prochazka zwar nicht besonders glücklich gestellt. Es ist aber nicht zu negieren, dass die Sozialisierung gegenwärtig noch geschlechtsspezifisch ist und das hat auch Auswirkungen auf die Perzeption, wie sie meint (vgl. a *palaver*, 02.03.2010).

Elsa Prochazka ist für ihre Architektur vielfach ausgezeichnet worden. Im Jahr 1991 wird sie für ihre Innenausstattung und Museographie des *Jüdischen Museums Hohenems* mit dem *Österreichischen Museumspreis* ausgezeichnet. Für ihre Gestaltung der Wiener Buchhandlung *Bibelwerk* wird ihr 1994 der *Adolf Loos Preis* verliehen, 2000 erhält sie für Coca Cola Beverages Wien in der Triesterstraße den *Aluminium-Architektur-Preis*. Über die Anordnung der Belichtungsflächen und den Einsatz bestimmter Materialien in der Fassade hat sie dort die Möglichkeit geschaffen, vom Arbeitsplatz aus freie Sicht zu haben, ohne an den Computerbildschirmen geblendet zu werden. Funktionalität ist also neben Ästhetik ein Hauptaugenmerk ihrer Arbeit. 2004 wird sie mit dem *Silbernen Ehrenzeichen für Verdienste um die Stadt Wien* ausgezeichnet und für den Wohnbau in der Attemsgasse (Wien, 22.) erhält sie 2008 ein zweites Mal den *Aluminium-Architektur-Preis*. Elsa Prochazka ist unter anderem Mitglied der *Wiener Secession* und Vorsitzende des Architekturbeirats der Bundesimmobiliengesellschaft und des Gestaltungsbeirats Salzburgs. Bei der Architekturbiennale Venedig war sie mit ihren Arbeiten mehrfach vertreten.

Ihr Wissen gibt sie schon lange an Studierende weiter. 1992-1996 Professorin für Entwerfen im Städtebaulichen Kontext an der *Universität Kassel*. 2001-2013 leitet sie die von ihr begründete Studienrichtung raum&designstrategien and der *Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz*, die an der Schnittstelle von Architektur, Kunst, Design und Medien ansetzt. Vom Konservativismus im Hochschulbetrieb hält sie gar nichts. Angesichts eines Berufsbildes, das sich in einem kontinuierlichen Wandel befindet, ist es ihr wichtig,

Möglichkeiten offen zu halten. Sie möchte bei Studierenden Querdenken anregen und die Auflösung der Kategorien künstlerischer Praxis grenzüberschreitend ermöglichen. Es muss möglich sein, den eigenen Interessen nachzuspüren, findet Elsa Prochazka. Dabei sollen Inhalte und nicht Techniken in den Vordergrund gestellt werden.

Architektur darf nicht nur im Kontext ökonomischer Verwertbarkeit diskutiert werden.

Architektur von Elsa Prochazka:

Margarete-Schütte-Lihotzky-Hof, Wohnbau und Kindergarten, Wien
(»Frauen-Werk-Stadt«, mit Liselotte Peretti, Gisela Podreka, Franziska Ullmann)

Monte Laa, Wohnbau, Wien 10.

Karree St. Marx, Wohnbau Wien 3.

Coca Cola Beverages, Bürogebäude Wien 10.

Technikum Wien, Fachhochschule Wien 20.

www.prochazka.at

Julya Rabinowich

ausgezeichnet 2014 in der
Kategorie Literatur und Kunst

»Das fruchtbarste Gebiet von allen ist Westeuropa, das alle ernährt. Da gibt es Korn, da gibt es Arbeit. Alle wollen wir nur einen Löffel vom Honig, ein Gläschen nur von der Milch, die in Europa fließt«. Julya Rabinowichs jüngster Roman *Die Erdfresserin* (2012) erzählt Dianas Geschichte: Weil sie nach ihrem Regiestudium damit kein Geld verdienen kann, arbeitet sie in Westeuropa illegalisiert als Sex-Arbeiterin, unter anderem um für ihren kranken Sohn Medikamente kaufen zu können. In Wien versucht sie ihrer Abschiebung zu entkommen, bis sie die Nachricht erhält, dass ihr Sohn in akuter Gefahr ist. Auch wenn sie gerade selbst mit den Nerven am Ende ist, muss sie sich ihren Weg zurück suchen. Die Handlung nimmt für Diana keine gute Wendung, dennoch bleibt sie eine widerständige Kämpferin. Mit diesem Roman will Rabinowich den Blick auf Frauen lenken, die wie die Protagonistin mit restriktiven Gesetzen, struktureller Gewalt und Rassismus konfrontiert sind, deren Lebensrealität aber niemand sehen will, wie sie in einer Lesung am *Literaturhaus Salzburg* im September 2012 erklärt. Es ist bereits der dritte Roman der Autorin, Malerin, Dolmetscherin und Kolumnistin Julya Rabinowich, die sich in den vergangen zehn Jahren in der deutschsprachigen Literaturszene etabliert hat.

Julya Rabinowich kommt 1970 in Leningrad (dem heutigen St. Petersburg) auf die Welt. Als sie sieben Jahre alt ist, zieht ihre Familie nach Wien – eine Erfahrung die sie rückblickend als »entwurzelt« und »umgetopft« werden beschreibt. Von 1993 bis 1996 studiert sie am Dolmetschinstitut der *Universität Wien*. Daran anschließend besucht sie das psychotherapeutische Propädeutikum. 1998 wird sie an der *Universität für Angewandt Kunst Wien* aufgenommen. Den Schwerpunkt in diesem 2006 abgeschlossenen Studium legt sie auf Malerei. Die Malerei sei familiär nahe liegend gewesen, das Schreiben ihr eigener künstlerischer Ausdruck. Dabei habe das Malen durchaus ihr Schreiben beeinflusst: »Früher habe ich mit Farben gemalt, jetzt mit Worten«, sagt sie (zit. in: *derstandard.at* 19. 11. 2008).

Im Jahr 2003 nimmt sie beim Literaturwettbewerb »schreiben zwischen den kulturen« der *edition exil* teil und gewinnt prompt den ersten Platz. In den Folgejahren veröffentlicht sie Texte in verschiedenen Anthologien, wie etwa *Eisfischen* (2006), *Chaoten und Pedanten* (2007), *Wienzeilen* (2009) und *How I fucked Jamal* (2009). Sie erhält mehrere Stipendien, darunter ein Stipendium der *Wiener Wortstätten* (2006), das Projektstipendium des Bundeskanzleramts (2009) sowie das *Elias-Canetti-Stipendium der Stadt Wien* (2010, 2012).

2008 erscheint ihr Debutroman *Spaltkopf*. Julya Rabinowich selbst beschreibt die Handlung der Erzählung als »Entwurzelung einer jüdischen Familie und deren Umtopfung, Zerfall und Neudefinition« (zit. in: *derstandard.at*, 19. 11. 2008). Die Protagonistin Mischka kommt im Alter von sieben Jahren mit ihren Eltern und der Großmutter nach Wien, weil die Lebensumstände für die jüdische KünstlerInnenfamilie in der Sowjetunion untragbar geworden sind. Migration und die dadurch ent-

standenen Konflikte sind ein wichtige Themen dieses Romans, sie stellen aber keineswegs die einzige Ebene dar. Es geht darin auch um das Erwachsenwerden, die Beziehungen zwischen den Generationen, Familiengeheimnisse und die Funktion des Verdrängens und des Erinnerns. Der Spaltkopf ist eine von Rabinowich erfundene russische Märchenfigur, mit dessen Erscheinen Mischka gedroht wird, wenn sie zum Beispiel abends nicht ins Bett gehen will. Er saugt Seele und Erinnerung aus. Es gibt nur eine Rettung: »Du musst ihn sehen. Wenn du ihn sehen kannst, hat er keine Macht mehr über dich« (S. 21f.), erklärt die Mutter Mischka. Über weite Teile des Romans gibt es zwei Erzählstimmen, neben jener der Protagonistin auch die des Spaltkopfs, der als Gedächtnisspeicher (verdrängter) Erinnerungen interpretiert werden kann und dessen Stimme erst verstummt, als sie sich während eines Besuchs in ihrer ehemaligen Wohnung mit ihrer eigenen Vergangenheit und der ihrer Familie auseinandersetzt (Muaremi 2013).[1] *Spaltkopf* wird mit der Buchprämie für ein besonders gelungenes Debut des Bundeskanzleramts (2008) sowie dem *Rauriser Literaturpreis* (2009) ausgezeichnet. Tess Lewis übersetzt den Roman unter dem Titel *Splithead* (2011) ins Englische. In ihrer Übersetzung wird er für den *International Impac Dublin Literary Award* 2013 nominiert. Mit Kategorisierungen ihres Werkes (etwa als »Migrationsliteratur« oder »Frauenliteratur« kann Julya Robinowich nichts anfangen: »Menschen schreiben menschliche Literatur – auch unmenschliche. Weitere Unterscheidungen finde ich nicht sinnvoll« (zit. in: *derstandard.at*, 11. 2. 2011).

Julya Rabinowich schreibt auch zahlreiche Theaterstücke. Ihre erste Uraufführung findet 2007 im Wiener WUK statt, gespielt wird ihr Stück »nach der Grenze«. Es folgen Uraufführungen am *Schauspielhaus* (»Romeo +- Julia« 2008), am *Nestroyhof* (»Orpheus im Nestroyhof« 2008), am *Volkstheater* (»Stück ohne Juden« 2010, »Auftauchen. Eine Bestandsaufnahme« 2010) sowie am *Landestheater Niederösterreich* (»Tagfinsternis« 2014). Flucht und Asyl sind Themen, die auch in ihren Theaterstücken immer wieder auftauchen. Dabei greift sie auf ihre Erfahrungen als Dolmetscherin für Flüchtlinge zurück, die sie seit 2006 unter anderem zu therapeutischen Sitzungen begleitet. So erzählt etwa »Fluchtarien. Monolog für drei Stimmen und eine Tastatur« (Uraufführung 2009 am *Volkstheater*) die Geschichte dreier Frauen, die aus unterschiedlichen Gründen nach Europa kommen, aus Tschetschenien, Nigeria und Chile. Eingearbeitet in das Stück finden sich die Kommentare eines Posters, wobei sie auf Originale aus online-Foren zurückgreift. Das Posting »Menschenrechte muss man sich erst verdienen« eines Users zu einem Zeitungsartikel, in dem es Migration ging, schockierte sie besonders und gab den Ausschlag für die »Fluchtarien« (*derstandard.at*, 06.07.2009).

2011 erscheint ihr zweiter Roman *Herznovelle*. War ihr erster Roman autobiographisch geprägt, so wählt sie für diese Protagonistin bewusst eine ganz andere Identität. Zu Beginn der Erzählung steht diese vor einer riskanten Herzoperation. Die Operation selbst verläuft zu ihrer eigenen Überraschung völlig problemlos, sie hat wieder Aussichten auf ein Leben in Gesundheit. Doch irgendwie scheint die Operation sie verändert zu haben, sie kann nicht mehr einfach zurück in ihr altes Leben und in ihre alte Beziehung. Aus Verzweiflung stürzt sie sich in eine obsessive Liebe zu dem Arzt, der im wahrsten Sinne des Wortes ihr Herz berührt hat. Sie beginnt ihn zu stalken, doch er erwidert ihre Gefühle nicht, ihre Schilderung der Folgen seines Eingriffs lassen ihn ungerührt: »Das hat mich verändert. Dinge ausgemerzt. Narben geglättet. Erregungsleitungen punktgenau ultrahocherhitzt« (S. 111). Bisweilen werden ihre Emotionen beim Lesen auch körperlich spürbar, wie etwa der »Puls, der sich aus der Brust zwischen meine Ohren verlagert hat«, ein »Herzklopfen wie ungeduldiges Schlagen auf lange verschlossene Türen« (S. 49). Die *Herznovelle* ist unter anderem eine Geschichte da-

rüber, was angesichts des Todes an Bedeutung verliert – oder gewinnt. Sie wird für de *Prix du Livre Européen* nominiert.

Seit März 2012 schreibt Julya Rabinowich wöchentlich die Kolumne »Geschüttelt, nicht gerührt« im *ALBUM* des *Der Standard*, wo sie aktuelle Themen sprachgewandt diskutiert und darin Zusammenhänge zwischen verschiedenen Ebenen des Politischen herstellt.

Romane von Julya Rabinowich:

Spaltkopf, Wien 2008

Herznovelle, Wien 2011

Die Erdfresserin, Wien 2012

Anmerkung

1 Muaremi, Jetta (2013) *Erinnern und Erzählen in »Spaltkopf« von Julia Rabinowich*. Diplomarbeit, Wien

Johanna Rachinger

2003 ausgezeichnet für ihr persönliches Engagement für betriebliche Frauenförderung

Immer wenn unter den Gästen im Wirtshaus ihrer Eltern eine Frage aufkommt, die nicht beantwortet werden kann, wird Meyers Lexikon von seinem Platz in der Gaststube hervorgezogen und daraus vorgelesen. Johanna Rachinger hat dabei den Eindruck, dass sie aus Büchern viel lernen kann. In ihrer Kindheit und Jugend liest sie begeistert die Romane von Astrid Lindgren und Hermann Hesse und entscheidet sich schließlich dafür, in Wien Theaterwissenschaft und Germanistik zu inskribieren.

Während des Studiums kommt die 1960 in Putzleinsdorf (OÖ) geborene Johanna Rachinger mit dem Feminismus in Berührung und so arbeitet sie nach ihrer Promotion 1986 zunächst als Lektorin beim Wiener Frauenverlag. Nach ihrer Tätigkeit als Leiterin der Buchberatungsstelle im Österreichischen Bibliothekswerk wechselt sie 1992 in den Ueberreuter-Verlag. Nur drei Jahre später wird sie – im Alter von 35 Jahren – zur Geschäftsführerin ernannt. Seit 2001 ist sie nun Generaldirektorin der Österreichischen Nationalbibliothek.

Johanna Rachinger ist die zweite weibliche Generaldirektorin in der Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek. Die Frauenbewegung hält sie keineswegs für gescheitert: Zwar müssen Frauen ihrer Einschätzung nach noch immer deutlich härter arbeiten als Männer, um ernst genommen zu werden, dennoch hätten sich zahlreiche Türen für sie geöffnet. Frauen in Führungspositionen stehen in der Verpflichtung andere Frauen zu unterstützen, findet Rachinger. Rund die Hälfte der etwa 390 MitarbeiterInnen in der Österreichischen Nationalbibliothek sind heute Frauen und das gilt auch für leitende Positionen. Bei gleicher Qualifikation werden Frauen bevorzugt eingestellt und es wird darauf geachtet, dass alle MitarbeiterInnen Möglichkeiten zur Weiterbildung wahrnehmen können. Gerade bei den Arbeitsgruppen, in denen das eigene Können unter Beweis gestellt werden kann, achtet Rachinger darauf, dass die Hälfte von Frauen geleitet wird. Nicht zuletzt sieht sie die Einführung eines Mindestgehalts von 1.500 Euro brutto als Maßnahme, von der vor allem Frauen profitieren. An eine von ihr eingestellte Gleichbehandlungsbeauftragte können sich MitarbeiterInnen im Falle einer Diskriminierung wenden. Jährlich wird in der Österreichischen Nationalbibliothek nun in ihrem Auftrag evaluiert, welchen Handlungsbedarf es noch gibt (vgl. Interview mit Johanna Rachinger in: *dieStandard.at*, 4.9.2007). Generell ist es ihr ein Anliegen, die Österreichische Nationalbibliothek als einen Ort zu gestalten, an dem Frauen ihre Karriere verfolgen können. Für ihr Engagement in betrieblicher Frauenförderung wird ihr 2003 der Frauenpreis verliehen.

Dabei beschreibt Rachinger die Österreichische Nationalbibliothek als Institution, in der ihre Bemühungen durchaus auf Anklang gestoßen sind: Anlässlich der 20jährigen Jubiläumsfeier von Ariadne, der frauenspezifischen dokumentarischen Serviceeinrichtung in der Österreichischen Nationalbibliothek, betont

Johanna Rachinger, dass gerade auch dieses Projekt die Hauspolitik mitgeprägt hat, neue BenutzerInnen gewonnen und einen wichtigen Beitrag zur Frauen- und Geschlechterforschung geleistet hat.

Als eine der wichtigsten Umsetzungen in ihrer Tätigkeitsperiode versteht die Generaldirektorin die Restitution von Objekten, die während des Nationalsozialismus enteignet wurden. Über 50.000 Gegenstände wurden als Raubgut eingestuft. Die aktiven Bemühungen um die raschestmögliche Rückgabe von Raubgut wurden von einer vorbehaltlosen wissenschaftlichen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit begleitet, die die Vorreiterrolle der Österreichischen Nationalbibliothek eindrucksvoll belegen. Alle Restitutionen an namentlich bekannte ErbInnen sind vollzogen. Als erste Bundesinstitution hat die Österreichische Nationalbibliothek 2010 erbloses Raubgut an den *Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus* übergeben.

Mit umfassenden Digitalisierungsprojekten, die wichtige Schritte hin zu einer Demokratisierung des Wissens darstellen, hat Rachinger die Bibliothek in die moderne Wissensgesellschaft geführt. So sind mit ANNO (*AustriaN Newspapers Online*) bereits Millionen Seiten österreichischer Zeitungen eingescannt und öffentlich zugänglich gemacht worden. Dabei handelt es sich um historische, urheberrechtlich nicht mehr geschützte Bestände, deren Inhalte mit der Digitalisierung gleichzeitig vor dem zeitlichen Zerfall gesichert werden. Jährlich kommt eine Million neuer Zeitungsseiten dazu. 2013 feierte ANNO sein 10jähriges Jubiläum mit einem Wettbewerb, in dem LeserInnen aufgefordert wurden, die skurrilsten Zeitungseinträge zwischen 1568 und 1942 herauszusuchen.

Mit gemischten Gefühlen wird hingegen Rachingers Vorstoß in punkto Buchdigitalisierung begegnet. Unter dem Namen »Austrian Books Online« sollen hunderttausende urheberrechtsfreie Bücher von dem Unternehmen *Google* digitalisiert und im Internet zugänglich gemacht werden. Rachinger argumentiert, dass durch dieses Projekt eine Vielzahl an Büchern LeserInnen weltweit und kostenlos zugänglich gemacht wird; eine öffentliche Finanzierung dieses Projekts sei, so Rachinger, nicht möglich gewesen. Während an der *Public-Private-Partnership* mit *Google* teilweise heftige Kritik geübt worden ist, wählt die Tageszeitung »Die Presse« Johanna Rachinger gerade für dieses Projekt zur »Österreicherin des Jahres 2010« im Bereich Kulturmanagement. Zwei Jahre später folgt die Auszeichnung »WU-Managerin des Jahres 2012«.

Das angesichts der zunehmenden Digitalisierung von Büchern häufig artikulierte Unbehagen teilt Johanna Rachinger nicht. Zwar kann sie verstehen, dass viele Menschen das physische Buch an sich als Kunstwerk betrachten. Sie erinnert gleichzeitig aber an andere historische Momente, die Veränderungen brachten – so etwa die Veröffentlichung der Reclam-Heftchen im 19. Jahrhundert oder die »Erfindung« des Taschenbuchs in den 1950er Jahren – und ebenfalls auf Widerstand gestoßen sind. Das physische Buch werde in den kommenden Jahren zwar als Leitmedium abgelöst werden, nicht aber verschwinden. Sie selbst bezeichnet sich in dieser Hinsicht als hybride Nutzerin: Zu Hause oder im Urlaub hält sie lieber ein physisches Buch in Händen, unterwegs findet sie ihren *eReader* praktischer.

Virtuelle Lesesäle werden ihrer Prognose zufolge auch nicht am Stellenwert der physischen Bibliothek rütteln. Menschen bräuchten neben Wohn- und Arbeitsplätzen auch noch dritte Orte, an denen sie sich real begegnen, ist Rachinger überzeugt. Dass dies für viele die Österreichische Nationalbibliothek ist, zeigen kontinuierlich steigende BesucherInnenzahlen, meint Rachinger: An die 1.000 LeserInnen kommen täglich in die Lesesäle.

Obwohl die virtuelle Bibliothek ständig größer wird, wächst auch ihr physischer Buchbestand aufgrund der Pflichtabgabe jedes in Österreich erschienenen Werkes jährlich um rund 50.000 Exemplare. Die Kapazitäten des vier Etagen tiefen Speichers unter dem Burggarten werden in den kommenden Jahren, und damit früher als gedacht, erschöpft sein; die Zeit drängt somit eine Lösung zu finden.

Johanna Rachinger favorisiert einen Speicherplatz unter dem Heldenplatz. Mit der direkten Anbindung zu den Lesesälen wäre damit sicherlich die ökologischste Lösung gefunden. Johanna Rachinger. »Und auch, weil dort jener Mann gestanden ist, der Bücher verbrennen ließ. Gerade dieser Platz wäre also ein idealer Ort für das Gedächtnis der Republik.« (zit. in: *Der Standard*, 28.11.2011).

Die Österreichische Nationalbibliothek während der Leitung von Johanna Rachinger:

Transformation der Österreichischen Nationalbibliothek in ein vollrechtsfähiges Unternehmen

Restitution und Aufarbeitung der NS-Vergangenheit

Maßnahmen zur betrieblichen Frauenförderung

Aufbau einer umfassenden digitalen Bibliothek, u.a. *ANNO* und *Austrian Books Online*

verbesserte Benützerservices mit erweiterten Öffnungszeiten

Stärkung der wissenschaftlichen Forschung

Etablierung eines vielfältigen Veranstaltungsprogramms

Sieglinde Rosenberger

ausgezeichnet 2005 für besondere Forschungsleistungen im Bereich Frauen und Politik

Seit mehr als dreißig Jahren forscht und lehrt Sieglinde Rosenberger im Bereich Politikwissenschaft. Ihr Fokus liegt dabei auf österreichischer und europäischer Politik und sie trägt maßgeblich zur demokratiepolitischen und feministischen Forschung. Gleichzeitig ist ihr die gesellschaftliche Vermittlung geschlechterpolitischer Analysen ein großes Anliegen.

1957 in Wippenham (OÖ) geboren, inskribiert sich Sieglinde Rosenberger 1977 an der Universität Innsbruck für Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft – eine damals in Österreich noch junge Disziplin. Dem Studienabschluss im Jahr 1982 folgt ein Doktoratsstudium, in dem sie bereits ihre Forschungsschwerpunkte der Frauen- und Geschlechterpolitik und der österreichischen Politik miteinander verbindet. 1989 promoviert sie über »Frauenfragen oder Geschlechterfragen: institutionelle Frauenpolitik in Österreich«. Dabei bringt die im Titel gestellte Frage damalige feministische Debatten auf den Punkt: Mit dem breiter gefassten Fokus auf Geschlechterfragen sollten frauenpolitische Themen als gesamtgesellschaftlich relevante Anliegen positioniert werden. Das Ziel, zu eng gefasste Denk- und Handlungsmuster zu hinterfragen, wird die Wissenschaftlerin auf ihrem akademischen Werdegang nicht aus den Augen verlieren. Zunächst etabliert sich Sieglinde Rosenberger mit der an die Dissertation anschließende Publikation Frauenpolitik in Rot-Schwarz-Rot: Geschlechterverhältnisse als Gegenstand der österreichischen Politik (1992) als Expertin österreichischer Frauen- und Geschlechterpolitik.

Noch im selben Jahr verbringt Sieglinde Rosenberger, unterstützt durch ein Schrödinger Stipendium, einen Forschungsaufenthalt an der San Diego State University. »Nicht nur die Entscheidung, sondern auch die Begeisterung und Leidenschaft für eine wissenschaftliche, universitäre Laufbahn ist bei mir in diesem Jahr gefallen« (zit. aus: *fwf.ac.at*), erzählt sie rückblickend. So habilitiert sie sich 1995 im Fach Politikwissenschaft zum Thema Gleichheit und Differenzen, wobei sie sich mit Grundproblemen der Frauen- und Geschlechterforschung und deren politischen Implikationen auseinandersetzt. Seit 1988 ist Rosenberger Universitätsassistentin an der Universität Innsbruck, mit der sie bis 1998 institutionell verbunden bleibt.

Am Institut für Politikwissenschaft in Wien, wo sie 1996 bereits eine Gastprofessur innehatte, wird sie 1998 zur Professorin berufen. Gemeinsam mit Birgit Sauer publiziert sie das viel beachtete Studienbuch Politikwissenschaft und Geschlecht (2004), in dem politikwissenschaftliche Fragestellungen mit den Ergebnissen der Geschlechterforschung zusammengedacht werden. Vor dem Hintergrund erstarkender neoliberaler Trends kritisiert Rosenberger die Schwächen der so genannten »Politik des schlanken Staates«. Dass öffentliche Verantwortlichkeiten abgebaut und unter anderem in den Bereich der Familie delegiert werden, könne »Frauen hart treffen« (zit. in: *diestandard.at*, 03.01.2005). Dabei sensibilisiert die Politikwissenschaftlerin für die Widersprüchlichkeit österreichischer Frauenpolitik: Denn während Pensionsregelungen auch für

Frauen lebenslange Erwerbsarbeit vorsehen, werden Frauen insbesondere in ihrer Rolle als Mütter bestärkt. »Das aber ist keine emanzipationsorientierte Frauenpolitik« (ebenda). Für Rosenberger stellt das sozialstaatliche Konzept ein wichtiges Gegenmodell dar. Dem entspricht auch ihr Engagement als Mit-Initiatorin des Sozialstaatsvolksbegehrens 2002.

Sieglinde Rosenbergers Forschungsschwerpunkte orientieren sich heute ganz prinzipiell auf politische Mechanismen der Inklusion und Exklusion in demokratischen Gesellschaften. Im Rahmen der Europäischen Wertestudie im Herbst 2011 geht sie gemeinsam mit Gilg Seeber der Frage nach, was den demokratischen Wert der Gleichheit in Österreich dermaßen ins Hintertreffen bringt. In dieser Studie gelingt es herauzuarbeiten, wie die Themen Migration und Integration ausgespielt und instrumentalisiert werden: Migration wird problematisiert, während die Politik ihre Blockaden in Bezug auf gesamtgesellschaftliche Problemlagen nicht überwinden kann (vgl. *www.medienservicestelle.at*, 17.01.2012).

2013 wird Rosenberger der Käthe-Leichter-Preis für Frauenforschung, Geschlechterforschung und Gleichstellung in der Arbeitswelt verliehen. Im selben Jahr wird ihr Gesamtwerk mit dem Wissenschaftspreis der Margaretha Lupac Stiftung ausgezeichnet. »Rosenberger gelingt es in ihren Arbeiten, Verständlichkeit und Nachdenklichkeit mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt zu verbinden«, so die Jury (zit. aus: parlament.gv). Die breite Zugänglichkeit ihrer Forschungsarbeit wird auch in Bezug auf die Publikation living rooms – Politik der Zugehörigkeiten im Wiener Gemeindebau (2012) gewürdigt. »Lesbar, blätterbar, nacherzählbar«, lautet die Begründung bei der Ehrung als Wissenschaftsbuch 2013 (zit. aus: *www.schoenstebuecher.at*). An der Schnittstelle von Kunst und Sozialwissenschaften untersucht das mit Florian Bettel und Julia Mourão Permoser herausgegebene Buch den Wiener Gemeindebau als Ort von Politiken der Zugehörigkeit. Es geht um die »Grenzziehung zwischen Dazugehörigen und Nichtdazugehörigen« (living rooms), die auch photographisch –anhand von Wohnzimmer- Interieurs– festgehalten wird.

Auch im Ausland ist Sieglinde Rosenberger immer wieder tätig. Das Universitätsjahr 2003/2004 verbringt sie als Schumpeter Fellow an der renommierten Harvard University. Dem folgt 2007 ein Forschungsaufenthalt am European University Institute in Florenz. Zuletzt hat Rosenberger einen Monat als Gastlektorin in Beijing verbracht. Neben Lehre, eigenen Forschungstätigkeiten und zahlreichen Herausgeberinnenschaften ist Sieglinde Rosenberger in mehreren akademischen Gremien und Organisationen vertreten Von 2004 bis 2007 war sie Leiterin des Instituts für Politikwissenschaft und ist seit 2006 Mitglied des Senats an der Universität Wien. Sie ist stellvertretende Sprecherin der Plattform Religion and Transformation in European Societies (RaT) und Leiterin der Forschungsgruppe The Politics of Inclusion & Exclusion (INEX). Im Zentrum der jeweiligen Forschungen stehen die Dynamiken der Inklusion und Exklusion in sich transformierenden europäischen Gesellschaften.

Während ihrer gesamten wissenschaftlichen Laufbahn unterstreicht Sieglinde Rosenberger die Bedeutung der Partizipation insbesondere marginalisierter Gruppen. Auseinandersetzung und Streit lohnen sich in ihren Augen, sei es im Kampf um Frauenrechte, für soziale Gleichheit oder gegen europaweite Politiken der Entrechtung von MigrantInnen, wie sie im Kontext der Frauenpreisverleihung erklärt.

Publikationen von Sieglinde Rosenberger

Rosenberger, Sieglinde (1992) *Frauenpolitik in Rot-Schwarz-Rot: Geschlechterverhältnisse als Gegenstand der österreichischen Politik.* Wien

Rosenberger, Sieglinde (1996) *Geschlechter – Gleichheiten – Differenzen: eine Denk- und Politikbeziehung.* Wien

Rosenberger, Sieglinde; Birgit Sauer (Hgg. 2012) *Politics, Religion and Gender. Framing and Regulating the Veil.* (eds.): Oxford: Routledge.

Rosenberger, Sieglinde; Bettel, Florian; Mourão Permoser, Julia (Hgg. 2012) *Living rooms – Politik der Zugehörigkeiten im Wiener Gemeindebau.* Wien; New York

Christine Scholten

ausgezeichnet 2015 in der Kategorie »Selbstbestimmung von Frauen mit Migrationshintergrund«

»Ich glaube, dass es ganz wesentlich ist, genau an diesem Ort, wo man sich eh schon am stärksten fühlt, noch ein bisschen Kraft hineinzulegen«, konkretisiert Christine Scholten den viel beschworenen Begriff Empowerment.[1] Dies hat Scholten als Internistin in Favoriten, Vorstandsmitglied des Vereins *respekt.net* und Mitbegründerin der Initiative »*Nachbarinnen*« auch vorgelebt. Dafür wurde ihr im Jahr 2015 der Wiener Frauenpreis verliehen.

Christine Scholten wurde 1963 in Wien geboren. Bereits während des Medizinstudiums engagierte sich Scholten ehrenamtlich als Bewährungshelferin. In den Ferienzeiten absolvierte sie Pflegedienste in Spitälern der Stadt Wien. Nach der Fachausbildung im *AKH Wien* entschloss sich Scholten für das Zusatzfach Kardiologie und blieb bis 2005 im AKH tätig. Im selben Jahr gründete die Internistin eine eigene Praxis für Innere Medizin und Kardiologie mit allen Kassen in Favoriten. 2008 wurde die Praxis zur Gruppenpraxis erweitert, in der Scholten bis 2016 arbeitete. »Ich habe das Gefühl, dass ich durch sehr viel Glück und sehr viel Zufall hineingeboren wurde in eine Situation, die das Leben sehr leicht macht«, reflektiert Scholten den eigenen Werdegang.[2] Da dies viele Frauen nicht hätten, sei es ihr schon immer ein großes Anliegen gewesen, andere Frauen zu stärken.

»Eine gestärkte Frau, die eigene Ziele hat, die auch den Weg kennt, um diese Ziele erreichen zu können, […] hat einen völlig anderen Blick auf die Welt«, weiß Scholten von ihrem Engagement für die Selbstbestimmung von Frauen mit so genanntem Migrationshintergrund. Christine Scholtens Logik ergibt Sinn: Frauen sind schon stark, und diese Stärke gilt es zu unterstützen. Diesen Ansatz hat Scholten bereits als Internistin verfolgt und gezeigt, dass man auch im eigenen Beruf etwas tun kann. Wer schon mal in der Gruppenpraxis in der Pernerstorfer Straße war, hat das vielleicht auch bemerkt: Dort ist etwas anders. Im Wartebereich hängen Bücher an der Wand, Romane aus Österreich und aus aller Welt. Frauen aller Konfessionen arbeiten in der Praxis. Damit werden neben der sprachlichen auch weitere Barrieren der Kommunikation zwischen dem medizinischen Personal und den PatientInnen abgebaut. Schon hier hat Christine Scholten »*wesentliche Integrationsarbeit*«[3] geleistet – und auch selbst begonnen, Türkisch zu lernen.

Das von Christine Scholten und der Sozialarbeiterin *Renate Schnee* im Jahr 2012 initiierte Projekt »*Nachbarinnen*« folgt einer wirksamen Idee. Frauen mit Migrationserfahrung gehen als Nachbarinnen auf Frauen in der eigenen Wohnumgebung zu. »Man geht schauen, ob was gebraucht wird und bringt, was man bringen kann.«[4] Der Namen des Vereins ist Programm. Denn die im Verein ausgebildeten Frauen nehmen, so Scholten, den Begriff der NachbarInnenschaft in ihren Kulturen noch sehr ernst. Im Fachterminus sei dies »*aufsuchende Sozialarbeit*«.[5] Und tatsächlich hat der Verein 2013 in Kooperation mit der *Alpen Adria Universität IFF* und dem *AMS Wien* 16 Frauen als soziale Assistentinnen ausgebildet. Zwölf Absolventinnen des kostenlosen fünfmonatigen Lehrgangs wurden im selben Jahr beim Verein angestellt.

Die Nachbarinnen sind Frauen mit Muttersprache Türkisch, Farsi, Arabisch, Somali und Tschetschenisch. Die Kommunikation in der Muttersprache und die geteilte Lebenserfahrung der Migration stellen eine Schlüsselqualifikation der Nachbarinnen dar. Mit dem transkulturellen Wissen können viele Hürden schnell genommen werden. Die von Förderungen und privaten Spenden getragene Tätigkeit der Nachbarinnen hat drei Standbeine: Neben der Unterstützung auf Amtswegen stehen die Stärkung der Frau und der Kinder im Mittelpunkt. Seit Beginn begleiten die Nachbarinnen auch Flüchtlingsfamilien. Lag der Schwerpunkt ursprünglich bei migrantischen Familien, werden mittlerweile genauso viele Flüchtlinge unterstützt. Jedoch habe sich die Tätigkeit des Projekts durch die Ankunft der vielen Flüchtlinge im Jahr 2015 nicht wesentlich verändert, erklärt Scholten im Portrait als Frauenpreisträgerin.[6]

In der Dankesrede für die Verleihung des *16. Bruno Kreisky Menschenrechtspreises* erzählt Scholten von der Arbeit der Nachbarinnen: »Amina darf ab nun alleine innerhalb der Wohnanlage skaten, egal mit wem und sie darf alleine gehen. Sie muss ihr Handy aufgedreht in der Hosentasche haben, die Eltern dürfen nur anrufen, wenn es um etwas extrem wichtiges geht. Wenn die Eltern ohne wichtigen Grund anrufen, darf Amina eine ihr zugedachte Aufgabe im Haushalt für eine Woche abgeben. […] Wenn die Eltern sich an diese Vereinbarung halten, bekommt Amina von uns Lernhilfe.«[7] Durch die Kooperation »Nachbarin-Eltern-Kind« kann die zentrale Bedeutung des Schulerfolgs in der Familie verankert werden. Auch für die Weiterbildung der Eltern gibt es Beratung, Jugendliche werden auf dem Weg in die Arbeitswelt unterstützt. Zur Stärkung der gesamten Familie gehören schließlich auch Erziehungs- und Gesundheitsthemen. Als Internistin ist natürlich Christine Scholten für die Gesundheitsberatung der Frauen und ihrer Familien zuständig. Sie und Renate Schnee sind als Projektleiterinnen ehrenamtlich tätig.

Neben der individuellen Begleitung bieten die Nachbarinnen auch kollektive Formate. Für Erziehungsthemen habe sich der Familientisch bewährt. »Ein solcherart angeleitetes Gespräch ermöglicht in vertrauter Atmosphäre sehr persönliche Reflexionen und somit neue Handlungsmöglichkeiten in der Erziehung.«[8] Ein weiteres Lernformat stellt das Bildungsfrühstück dar. Es ist ein »Lernort für Lebensstrategien«[9], bei dem in Fachvorträgen Themen wie Erziehung, Mietrecht, Schule, seelische Gesundheit und Frauenrechte vermittelt und diskutiert werden. Die Frauen können Fragen in der Muttersprache stellen. Das große Interesse zeige, wie sehr sich dieses Format bewährt: »Mittlerweile wünschen sich die Teilnehmerinnen schon Themen, die sie interessieren und wo sie noch etwas lernen möchten.«[10]

Das höchste Integrationsziel ist, so der Tätigkeitsbericht der Nachbarinnen, eine anerkannte Arbeit. Auch hier sucht der Verein konkrete Ansatzpunkte. Als Teilprojekt des Vereins gibt es deshalb ein eigenes Unternehmen: die Nähwerkstatt. Frauen ohne Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt, machen durch das Erlernen der Schneiderei und die erste Anstellung in Österreich einen großen Schritt in Richtung Selbstbestimmung.

Durch die Aufträge soll sich die Werkstatt in der Zukunft sogar selbst finanzieren können. So genannte »gute Integration« ist für die Nachbarinnen »eine Selbstverständlichkeit«.[11] Denn indem sich die Frauen besser zurechtfinden und weiterentwickeln können, bringen sie sich in der Folge auch in die Gesellschaft ein. So schaffen die Nachbarinnen »langfristig Verbesserung bei den betreuten Familien, in den betroffenen Communities und hindern das Anwachsen von sozialen Folgekosten in der Gesellschaft.«[12] In einer Social Return on Investment (SROI) Analyse der *Wirtschaftsuniversität Wien* wurde der gesellschaftliche Mehrwerts der Nachbarinnen berechnet: 2014 hat jeder investierte Euro einen Gegenwert von 4,61 Euro geschaffen.

Auch im Verein *respekt.net* hat sich Scholten für mehr gesellschaftliche Teilhabe engagiert. Von 2013 bis 2015 ist sie im Vorstand des Vereins tätig. *Respekt.net* setzt sich für eine funktionierende Demokratie ein und entwickelt innovative Konzepte, um die Teilnahme an politischen Prozessen zu fördern. Ein Projekt des Vereins ist die Crowdfunding-Plattform: Dort können Initiativen ein öffentliches Forum und finanzielle Unterstützung für ihre Vorhaben finden.

Für ihr Engagement im Projekt »*Nachbarinnen*« wurde Christine Scholten vielfach ausgezeichnet. Gemeinsam mit Renate Schnee wird Scholten 2013 in der Kategorie »*Humanitäres Engagement*« zur *Österreicherin des Jahres* gekürt. Darüber hinaus werden die Nachbarinnen unter anderem mit folgenden Preisen ausgezeichnet: 2014 *Wiener Gesundheitspreis* und die *SozialMarie*, 2015 den *Bruno Kreisky Menschenrechtspreis* und 2016 den *Alexander Friedmann Preis*. »Wenn wir alle hier in diesem Land sehen würden, was da für Potential in den Frauen steckt, die zu uns kommen, und wie viel wir von diesen Frauen lernen können [...]. Dann hätten es erstens die Frauen leichter, die zu uns kommen, und wir hätten eben sehr viel mehr Möglichkeit das Leben anders zu sehen und schöner zu sehen«, so das persönliche Fazit von Christine Scholten.[13] Sie habe für sich, für ihre Töchter und die eigene Familie sehr viel gelernt.

Anmerkungen

1 Wiener Frauenpreis 2015: Dr.in Christine Scholten, in: *https://www.youtube.com/watch?v=-MEUqS4-uDI*

2 Ebd.

3 Jury-Begründung

4 Wiener Frauenpreis 2015: Dr.in Christine Scholten

5 Ebd.

6 Ebd.

7 Christine Scholten (2015): Dankesrede »Nachbarinnen in Wien«, Verleihung der 16. Bruno Kreisky Preise für die Verdienste um die Menschenrechte

8 Nachbarinnen in Wien: Tätigkeitsbericht 2015/2016, in: *http://www.nachbarinnen.at/assets/tätigkeitsbericht_2015_16.pdf*

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Wiener Frauenpreis 2015: Dr.in Christine Scholten

Margit Schratzenstaller

ausgezeichnet 2009
für ihre Leistungen im Bereich
Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

Margit Schratzenstallers Fokus als Referentin für öffentliche Finanzen am *Österreichischen Institut für Wirtschaftsforschung* (WIFO) liegt an der Schnittstelle zwischen einer wirtschaftswissenschaftlichen theoretischen Perspektive, anwendungsorientierter Forschung und Politik. Genderaspekte spielen in ihrem Spezialgebiet, der Steuer- und Budgetpolitik, prinzipiell eine wichtige Rolle.

Margit Schratzenstaller wird 1968 in Landshut (D) geboren. Ihre Eltern bestehen darauf, dass sie vor dem Studium etwas »Handfestes« lernt, und so schließt sie zunächst eine Ausbildung zum Industriekaufmann ab, wie es damals noch heißt. 1991 inskribiert sie sich dann für Betriebswirtschaft an der *Universität Gießen*. Im Zuge des Studiums und nicht zuletzt während eines Auslandsaufenthaltes in Milwaukee (USA) verschiebt sich ihr Interesse allerdings hin zu volkswirtschaftlichen Fragestellungen. Sie sattelt um und spezialisiert sich auf die Finanzwissenschaft, also die Lehre von den internationalen öffentlichen Ausgaben und Einnahmen. 1996 erhält sie ihr Diplom in Wirtschaftswissenschaften, 2001 promoviert sie in Gießen mit einer Arbeit über fiskalischen Wettbewerb um Direktinvestitionen. 2002 wird sie im Graduiertenkolleg »Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells« an der *Universität Göttingen* angenommen, wo sie sich als Postdoc mit fiskalischem Wettbewerb in einer erweiterten EU beschäftigt. Im wissenschaftlichen Elfenbeinturm möchte sie allerdings nicht bleiben, vielmehr interessiert sie das Feld der angewandten Politikberatung, das ihr die Möglichkeit konkreter Mitgestaltung gibt.

Seit 2003 geht sie dieser Tätigkeit im WIFO nach (zwischen 2006 und 2008 ist sie stellvertretende Leiterin des Instituts). Das WIFO ist mit unterschiedlichen Aufgaben, zum Beispiel der Konjunkturprognose, betraut und berät die SozialpartnerInnen sowie Verwaltungseinheiten und Ministerien in punkto wirtschaftspolitische Maßnahmen. Anwendungsorientierte Forschung schließt für sie dabei immer auch das konkrete Umfeld mit ein, also Öffentlichkeitsarbeit und Sensibilisierung hinsichtlich wirtschaftlicher Zusammenhänge. Wenngleich dies nicht ihr vorrangiges Beschäftigungsfeld ist, so versucht sie dennoch immer *Gender Budgeting* miteinzubeziehen. *Gender Budgeting* zielt darauf ab, geschlechtsspezifische Aspekte und Forderungen in jede Phase des Budgetprozesses einzubringen, von der Planung über die Umsetzung bis hin zur Kontrolle. Dabei werden Ausgaben und Einnahmen des Staates aus einer Gleichstellungsperspektive beleuchtet. Wie wirken sich Steuern unterschiedlich auf Frauen und Männer aus, welche Konsequenzen haben sie für die Erwerbstätigkeit? Trotz konzeptueller und praktischer Herausforderungen kann *Gender Budgeting* ihrer Meinung nach positiv in Budgetpolitik intervenieren.

Margit Schratzenstaller weist darauf hin, dass Geschlechteraspekte mittlerweile sogar von der Mainstream Ökonomie aufgegriffen worden sind. Auch hier sei erkannt worden, dass Gleichstellungsdefizite, wie die große Einkommensschere zwischen Männern und Frauen, aus ökonomischer Perspektive von Nachteil sind. Sie verweist auch auf volkswirtschaftliche Studien, denen zufolge eine höhere Repräsen-

tation von Frauen positive Wachstumseffekte hätten. (in: *AUF. Eine Frauenzeitschrift* 2011/ Nr. 153, S. 10f.). Davon abgesehen hält Schratzenstaller fest: »Die Verwirklichung der Gleichstellung der Frauen in ökonomischer, sozialer und politischer Hinsicht ist ein fundamentales Menschenrecht, das auch dann durchzusetzen ist, wenn es sich weder betriebswirtschaftlich noch gesamtwirtschaftlich rechnet« (ebenda).

Im Kontext der Frauenpreisverleihung betont die Ökonomin unter anderem, dass Arbeit in Österreich sehr hoch besteuert ist. Frauen sind dabei in unteren Einkommensbereichen überdurchschnittlich hoch vertreten, was sich individuell wie gesamtwirtschaftlich negativ auswirkt. Wenn Frauen, die hoch qualifiziert sind, nicht oder nur teilweise erwerbstätig sind, liegt Humankapital brach.

Andererseits argumentiert sie, dass das Normalarbeitsverhältnis von (mehr als) vierzig Wochenstunden als allseits gültiger Referenzpunkt prinzipiell in Frage zu stellen wäre – für Männer und Frauen. Insbesondere wenn es um die Betreuung von kleinen Kindern geht, könne dies wünschenswert sein. Zudem erscheint ihr die allgemeine Durchsetztung des männlichen Vollzeitmodells nicht angemessen, um »den künftigen sozialen und gesellschaftlichen Herausforderungen (demographische Entwicklung, Klimawandel), die eine sozial und ökologisch nachhaltigere Wirtschaftsweise unabdingbar machen« zu begegnen (zit. in: *AUF. Eine Frauenzeitschrift* 2011/Nr. 153, S. 11).

Seit 2012 ist Margit Schratzenstaller eine der KoordinatorInnen des Forschungsprojekts »WWWforEurope – Ein neuer Wachstumspfad für Europa«, durchgeführt vom WIFO in Kooperation mit Partnerorganisationen aus zwölf EU-Ländern. Dabei wird versucht, Lösungsansätze »for a more dynamic, inclusive and sustainable Europe« zu generieren, wie es auf der Homepage heißt (www.foreurope.eu). Wirtschaftliche Entwicklungen, betont sie, müssen ökologisch viel nachhaltiger werden. Nicht nur auf österreichischer, sondern auch auf europäischer Ebene braucht es konkrete Visionen, die Klimaziele beinhalten. Dringlich ist zudem die immer größer werdende Einkommens- und Vermögensungleichheit. Es braucht Antworten auf Verteilungsfragen, wovon die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen einen wichtigen Aspekt darstellt. Genderaspekte sollten dabei nicht nur auf Fragen der Sozial- und Arbeitspolitik bezogen werden, sondern auch in Bereichen wie Budget-, Umwelt- oder auch der Industriepolitik stärker in den Vordergrund gerückt werden.

Schratzenstaller ist im Fiskalrat an der *Österreichischen Nationalbank* als Expertin vertreten. Sie ist außerdem Kuratoriumsmitglied des *Europäischen Forum Alpbach*, bei dem sich jedes Jahr ExpertInnen und Studierende aus ganz Europa treffen, um politische, wirtschaftliche und kulturelle Fragen in einem interdisziplinären Format zu diskutieren. Sie ist mitverantwortlich für die Themenwahl der Wirtschaftsgespräche.

Seit mehreren Jahren ist Margit Schratzenstaller nun Lehrbeauftragte an der *Universität Wien*, wo sie jeweils im Sommersemester eine Vorlesung über Grundlagen der Steuerlehre hält. Sie sieht es als Privileg, etwas zur Ausbildung der nachfolgenden Generation beitragen zu können und freut sich immer wieder darüber, dass junge Menschen noch Fragen stellen, wie ein zukunftsfähiges Wirtschaften gestaltet werden kann.

Publikationen von Margit Schratzenstaller:

Schratzenstaller, Margit (2011): *Vom Steuerwettbewerb zur Steuerkoordinierung in der EU?* In: WSI-Mitteilungen, 6/2011.S.304-313

Schratzenstaller, Margit (2012): *Die gesellschaftlichen Funktionen und Herausforderungen des Steuerrechts*, in: Ehs/Gschiegl/Ucakar/Welan (Hg.): POLITIK UND RECHT. SPANNUNGSFELDER DER GESELLSCHAFT, Wien.

Schratzenstaller, Margit (2012): *Gender Budgeting im Steuersystem* (WIFO-Studie im Auftrag der Kammer für Arbeiter und Angestellte Wien), Wien

Schratzenstaller, Margit (2013): *Besteuerung höherer Einkommen und Vermögen – Internationale Entwicklungstendenzen, Möglichkeiten und Grenzen*, in: Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung, DIW Berlin, 82,1,S.13-34

Schratzenstaller, Margit (2014): *Familienpolitik in ausgewählten europäischen Ländern im Vergleich* (WIFO-Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familien und Jugend Wien), Wien

Heidi Schrodt

ausgezeichnet 2005
für ihre Förderung von Mädchen
im Bildungsbereich

»Die Schule kann mehr als man glaubt«, meint Heidi Schrodt anlässlich der Verleihung des Frauenpreises 2005, mit dem sie als Direktorin des Wiener Gymnasiums in der Rahlgasse für ihren Einsatz in punkto Mädchenförderung ausgezeichnet wird. Auch in ihrer Pension setzt sie sich als Vorsitzende der Initiative *Bildung-Grenzenlos* für mehr Bildungsgerechtigkeit ein, also dafür, Kindern und Jugendlichen »die bestmögliche Bildung und Ausbildung mitzugeben, unabhängig davon, woher sie kommen, welcher Religion sie angehören oder welches Geschlecht sie haben« (zit. aus: *www.pfz.at*).

Heidi Schrodt wird 1950 in Ybbs an der Donau geboren. 1974 schließt sie das Lehramtsstudium in den Fächern Deutsch und Englisch an der *Universität Wien* ab und unterrichtet in den darauf folgenden 17 Jahren an mehreren Wiener AHS. Die Erfahrungen, die sie als Lehrerin und SchülerInnenberaterin macht, bringen sie zu einer Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Aspekten des Unterrichtens. 1992 wird sie Direktorin am Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Rahlgasse im 6. Wiener Gemeindebezirk. Die Schule kann auf eine lange Tradition der Mädchenförderung zurückblicken, war sie doch mit ihrer Eröffnung im Jahr 1892 das erste Mädchengymnasium Österreichs. Bis 1979 wurden dort nur Mädchen unterrichtet, danach führte man die Schule koedukativ.

Als Heidi Schrodt 1992 an die Schule kommt, ist der Alltag bereits relativ stark von den Burschen geprägt. Sie will wieder einen stärkeren Akzent auf die Mädchenförderung legen und findet dabei durchaus Unterstützung im Kollegium. Im Schuljahr 1994 gibt es deutlich mehr Anmeldungen von Mädchen und es wird bewusst eine reine Mädchenklasse angeboten. Von Beginn an ist diese jedoch heftiger Kritik ausgesetzt. Das Projekt wird nicht nur von Außen als reaktionär bezeichnet, auch vonseiten der anderen SchülerInnen werden die Mädchen der Klasse angefeindet. Heidi Schrodt sieht dies als Exempel dessen, was passiert, »wenn man den Fokus auf Frauen und Mädchen richtet« (Schrodt 2005).[1] Auch wenn ihr zufolge »Mädchenkonflikte« wie Zuwendungsentzug und Ausgrenzungen entstehen, entwickeln die Schülerinnen ein starkes Selbstbewusstsein, nehmen sich ihre Räume im Schulalltag, und bringen gute Leistungen. Obwohl viele Schülerinnen und Eltern die Klasse gerne weitergeführt hätten, wird das Projekt aufgrund der negativen Etikettierungen 1996 beendet. Von 2002 bis 2004 kommt noch einmal eine Mädchenklasse zustande. Zwar gibt es auch diesmal wieder Gegenwind, aber nicht mehr so starken wie beim ersten Mal (vgl. Schrodt 2005; *derstandard.at*, 25.06 2008).

Generell werden in der Rahlgasse gezielt Maßnahmen gesetzt, um geschlechtsspezifischen Rollenklischees entgegenzuarbeiten. Immer wieder werden Mädchen- und Bubentage abgehalten, –der erste wird 1995 von Frauenministerin Johanna Dohnal eröffnet– an denen gesamtschulisch ein getrenntes Programm angeboten wird. So haben einmal die Mädchen der 8. Schulstufe die Möglichkeit, im Rahmen des

Physikunterrichts Solarobjekte herzustellen, während die Burschen ein viergängiges Menü kochen. In der 5. und 6. Schulstufe werden beide Geschlechter sowohl im textilen wie auch technischen Werken unterrichtet. Es gibt Mädchenbetreuungslehrerinnen- wie auch Bubenbetreuungslehrer, die jeweils Sprechstunden anbieten.

In einem 2008 geführten Interview betont Heidi Schrodt retrospektiv die Notwendigkeit einer doppelten Strategie, also einerseits »Räume zu schaffen, wo Mädchen und Buben für sich sein können« und gleichzeitig Bereiche beizubehalten, »wo die Kategorie Geschlecht nicht thematisiert wird« (*derstandard.at*, 25. 06. 2008). Eine »bewusste Koedukation« bedeutet für sie erweiterte Handlungsspielräume für alle. Mädchenarbeit müsse dabei immer mit Bubenarbeit einhergehen (Schrodt 2005).

Auch außerhalb des Schulalltags bringt Heidi Schrodt ihre Expertise immer wieder ein. 2004 holt sie der damalige SPÖ-Vorsitzende Alfred Gusenbauer in das *Kompetenzteam Bildung*. 2005 lehrt sie an der *Universität Klagenfurt* zu Geschlechterverhältnissen an den Schulen. 2007 wird sie Teil einer von der damaligen Bundesministerin für Unterricht, Kunst und Kultur Claudia Schmied einberufenen ExpertInnenkommission, die sich mit der Evaluation bestehender Schulmodelle und dem Erarbeiten von Alternativen beschäftigt.

Heidi Schrodts geschlechterpolitisches Engagement an Schulen wird mehrfach ausgezeichnet. Nach dem *Frauenpreis der Stadt Wien* 2005 erhält sie 2009 als erste den *Mariahilfer Frauenring*. Im Jahr darauf wird ihr der *Käthe-Leichter-Preis für Frauenforschung, Geschlechterforschung und Gleichstellung in der Arbeitswelt* verliehen. Seit 2010 ist Heidi Schrodt in Pension, sie mischt sich aber trotzdem weiterhin aktiv in Bildungsdebatten ein. 2011 unterstützt sie das Bildungsvolksbegehren, seit 2013 beteiligt sie sich mit dem Thema Bildungsgerechtigkeit am Projekt *Wien.Welt.Offen.*

Österreich ist ihr zufolge bildungspolitisch ein »zutiefst inegalitäres Land«, das gute Bildung zu einem herkunftsabhängigen Privileg macht und somit Elitenbildung fördert (zit. aus: *www.pfz.at*). Bildungsungerechtigkeit beginnt bereits bei der LehrerInnenausbilung: Je angesehener der Schultyp ist, an dem eine Lehrkraft künftig unterrichten soll, desto besser wird sie ausgebildet und umso höher ist auch ihr Gehalt. So müssen Hauptschulkräfte in mehreren unterschiedlichen Fächern unterrichten, ohne notwendigerweise dafür qualifiziert zu sein. Darin sieht sie eine massive Geringschätzung gegenüber den SchülerInnen. Sie unterstützt die Idee, LehrerInnen nicht schultypspezifisch sondern altersgruppenspezifisch auszubilden. Schließlich sei gerade die frühe Trennung im Alter von zehn Jahren für »grobe soziale Ungleichheiten« verantwortlich und müsse deswegen unbedingt abgeschafft werden (ebenda). Das Konzept der gemeinsamen Schule sage noch nichts über dessen Qualität aus, hier gäbe es große Unterschiede. »Es ist noch viel zu tun in diesem Land, um dem Auftrag, den uns unsere Bundesverfassung gibt, gerecht zu werden«, erklärt sie (ebenda). Dabei kritisiert sie auch, dass Mehrsprachigkeit per se als Defizit und nicht als wertvolle Ressource gesehen wird. Steht im Halbjahreszeugnis einer Schülerin oder eines Schülers der 4. Volksschule in Deutsch eine schlechtere Note als ein »Gut«, so hat sie oder er kaum Aussichten an einem Gymnasium genommen zu werden. Davon betroffen sind häufig SchülerInnen, die eine andere Erstsprache als Deutsch haben oder die gerade erst nach Österreich gezogen sind: »Auch sie müssen draußen bleiben aus dem heiligen Bildungstempel des Bürgertums. In Wirklichkeit ein Skandal. Es fügt sich aber gut ins Bild« (ebenda).

2014 veröffentlicht sie zu diesem Thema das Buch *Sehr gut oder Nicht genügend – Schule und Migration in Österreich*. Darin werden insbesondere die Schwierigkeiten thematisiert, mit denen SchülerInnen in einem bildungsungerechten System konfrontiert sind, die mehrsprachig sind und zudem mit ökonomischer

Benachteiligung zu kämpfen haben. In einem Katalog listet sie Forderungen wie die nach einem zweiten verpflichtenden Kindergartenjahr, der Abschaffung der Trennung von SchülerInnen im Alter von zehn Jahren in HauptschülerInnen und GymnasiastInnen, dem verstärkten Einsatz von SprachförderlehrerInnen oder der Einführung von Türkisch als Maturafach auf.

Heidi Schrodts Engagement für Bildungsgerechtigkeit:

Intensive Mädchenförderung als Direktorin der Rahlgasse (1992-2010)

Vorsitzende der Bildungsinitiative BildungGrenzenlos

Vorträge und Publikationen zum Thema Bildungsgerechtigkeit, z.B. Schrodt, Heidi (2014) *Sehr gut oder Nicht genügend – Schule und Migration in Österreich*. Wien

Anmerkung

1 Heidi Schrodt (2005) Mädchenförderung? Bubenförderung? Gender Mainstreaming? Auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Schule. Vortrag gehalten bei einem Treffen von Expertinnen und Experten im BMBWK am 23.6.2005, *www.eduhi.at*

Renée Schroeder

ausgezeichnet 2007 in der
Kategorie untypische Frauenberufe

Weiter denken! So lautet für Renée Schroeder das Gebot der Stunde, auch wenn die Molekularbiologin als eine der führenden Vertreterinnen ihres Bereichs schon sehr viel erreicht hat. Renée Schroeder »hat sich mit großem Engagement in die Diskussion um Ethik und Wissenschaft« eingebracht, heißt es in der Juryerklärung des Frauenpreises 2007. »Sie äußert sich immer wieder kritisch zu allen Haltungen, die einengen und damit letztlich auch diskriminieren« (ebenda).

Renée Schroeder wird 1953 in João Monlevade (Brasilien) geboren. Mit dem Militärputsch –sie ist damals 14 Jahre alt– entscheiden sich die aus Luxemburg stammenden Eltern nach Österreich zu ziehen. Es ist schwierig gewesen, Deutsch zu lernen und sich auf die von der Nachkriegszeit geprägte Umgebung in Bruck an der Mur einzustellen, erinnert sie sich (*profil.at*, 22.07.2013). Doch mit der Aufbruchsstimmung der späten 1960er Jahre sei plötzlich vieles möglich geworden – insbesondere für Frauen. plötzlich vieles möglich geworden –insbesondere für Frauen

Das 1972 begonnene Biochemie-Studium schließt Schroeder 1981 mit einem Doktorat an der *Universität Wien* ab. Nach der Promotion arbeitet sie zunächst am *Centre national de la recherche scientifique* (CNRS) in Frankreich, unterstützt durch ein Stipendium der *European Molecular Biology Organisation* (EMBO). Die nächste Post-doc Stelle wird durch ein *Schrödinger Stipendium* ermöglicht. Nach diesem Aufenthalt am *Wadsworth Center* in New York kehrt sie schließlich als Assistentin an das *Institut für Mikrobiologie und Genetik* an die *Universität Wien* zurück, wo sie seit 1986 arbeitet. 1993 folgt die Habilitation mit einer Arbeit zur Wechselwirkung von Antibiotika mit der Ribonukleinsäure (RNA). Die RNA, dieses für sie so faszinierende Molekül, wird sie während ihrer gesamten universitären Laufbahn begleiten. Zunächst haut sie sich jedoch »den Schädel [...] zwei Mal an der Glasdecke« der *Universität Wien* an (zit. aus: *www.orf.at*): Zwar wird Renée Schroeder bereits zwei Jahre nach ihrer Habilitation außerordentliche Professorin. Ihre ordentliche Professur für RNA-Biochemie an der *Universität Wien* erhält sie allerdings erst 2006, also dreizehn Jahre und zwei Ablehnungen später.

Schon während ihrer Dissertation begeistert sich Schroeder für die Vielseitigkeit der Ribonukleinsäure. Wie die DNA kann sie Erbinformation transportieren, ist aber chemisch viel aktiver. Viele Jahre stand das eher unscheinbare RNA-Molekül im Schatten der DNA, nun ist seine Bedeutung unbestritten. In *Die Henne und das Ei. Auf der Suche nach dem Ursprung des Lebens* (2011) stellt Schroeder das von ihr so bezeichnete »Molekül des Lebens«, mit dem sie sich seit nunmehr dreißig Jahren beschäftigt, einem breiten Publikum vor (zit. aus: *www.dashennei.net*). Das gemeinsam mit Ursel Nendzig verfasste Buch, das als *Wissenschaftsbuch des Jahres 2012* ausgezeichnet worden ist, reicht dabei von Antworten auf die Frage nach dem Ursprung des Lebens, über Einblicke in angewandte Ethik, bis hin zur Diskussion genetischer Möglichkeiten.

Für ihr wissenschaftliches Werk ist Reneé Schroeder bereits mehrfach ausgezeichnet worden, etwa mit dem *Theodor-Körner-Stiftungspreis für Wissenschaft und Kunst* (1984) oder dem *Sandoz-Forschungspreis für Biologie* (1992). Im Jahr 2001 wird ihr Engagement im Mentoring-Programm für Frauen an der *Universität Wien* mit dem von der Firma *L'Oréal* und der *Unesco* vergebenen *Special Honor Award for Women in Science* gewürdigt. Im darauf folgenden Jahr wird sie *Wissenschaftlerin des Jahres*, wobei speziell ihr Einsatz für eine größere gesellschaftliche Akzeptanz von Wissenschaft hervorgehoben wird. 2003 erhält sie schließlich den *Wittgensteinpreis*, die renommierteste österreichischen Auszeichnung im Wissenschaftsbereich. 2006 wird Reneé Schroeder das *Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik* verliehen. Ihre jüngste Auszeichnung ist der *Eduard Buchner Preis der Deutschen Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie* (2011).

2003 wird Schroeder als zweite Frau in der Geschichte wirkliches Mitglied der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der *Österreichischen Akademie der Wissenschaft* (ÖAW). Bereits bei der ersten Feier wird sie damit konfrontiert, ganz eindeutig in der Minderheit zu sein. Mit dem Kommentar »Ehefrauen dürfen da nicht sitzen« (zit. in: *profil.at*, 22.07.2013) wird ihr der Platz im Festsaal streitig gemacht. Schroeders Mitgliedschaft in der ÖAW sollte auch nicht von langer Dauer sein. Im Mai 2012 kehrt sie der Akademie öffentlichkeitswirksam den Rücken. Aus Protest gegen den hohen Anteil an Mitgliedern des *Cartellverbands* und gegen die schwache Exzellenzförderung –insbesondere von Frauen– gibt Schroeder schließlich ihren Platz in der ÖAW auf.

Mit dem Austritt aus der Akademie beendet Schroeder jedoch nicht ihre Arbeit in wissenschaflichen Gremien. War sie zwischen 2001 und 2005 Mitglied der Bioethik-Kommission des Bundeskanzlers und von 2005 bis 2010 Vizepräsidentin des *Wissenschaftsfonds FWF*, ist sie nun Mitglied des *Rats für Forschung und Technologieentwicklung*. Zudem war sie von 1998 bis 2004 österreichische Delegierte der *European Molecular Biology Organisation* und ist seit 2007 Chefherausgeberin des Journals *RNA-Biology*.

Bezeichnend ist auch ihr gesellschaftspolitisches Engagement, etwa bei der »Initiative Religion ist Privatsache«. Als überzeugte Atheistin hat Schroeder mit ihren religionskritischen Ansichten so manches Mal für Aufruhr gesorgt. Sie versteht sich nicht prinzipiell als Religionsgegnerin, jeder Person solle ein Weltbild zugestanden werden. Damit erübrigt sich für sie aber nicht die am kirchlichen Machtapparat und am kirchlichen Frauenbild zu leistende Kritik. Generell kritisiert sie die gestiegene Erwartungshaltung an Frauen: »Sie [...] müssen drei Mal mehr leisten als die guten Männer – und dann haben sie immer noch nichts sicher. Es gibt zwar heute viel mehr Möglichkeiten für Frauen, aber der Leistungsdruck ist so hoch wie nie« (*derstandard.at*, 30.03.2013).

In der Verbindung ihrer wissenschaftlichen und gesellschaftskritischen Einsichten ist Schroeder konsequent. Selbst Naturgesetzen könne keine ewige Wahrheit zugeschrieben werden. Immer zählen laut Schroeder die Bedingungen, unter denen sich wissenschaftlichen Tatsachen ereignen (*profil.at*, 22.07.2013). Deshalb wird sie nicht müde, das große Gewicht gesellschaftlicher Einflüsse auf die Entwicklung menschlicher Potentiale zu unterstreichen. »So kann es nicht weitergehen« erklärt sie und stellt einer Huldigung des Wirtschaftswachstums das selbstlose Wachstum von Zellen entgegen (zit. aus: *www.dashennei.net*). Auch Schroeders neustes mit Ursel Nendzig verfasstes Buch *Von Zellen, Menschen und Waschmaschinen. Anstiftung zur Rettung der Welt* (2014) verspricht neue Akzente. Diese setzt sie auch in ihrem Privatleben: Schroeder hat den zweiten Bildungsweg an

der landwirtschaftlichen Fachschule in Hollabrunn nicht gescheut, um einen Bergbauernhof in Salzburg erwerben zu können. Dort will sie sich in ihrer Pension der Kraft alpiner Heilkräuter widmen.

Publikationen von Renée Schroeder:

Schroeder, Renée et al. (2010) *Genomic SELEX for Hfq-binding RNAs identifies genomic aptamers predominantly in antisense transcripts*. In: Nucleic Acids Research (38), S. 3794-3808

Schroeder, Renée; mit Nendzig, Ursel (2011) *Die Henne und das Ei. Auf der Suche nach dem Ursprung des Lebens*. St. Pölten

Schroeder, Renée; mit Nendzig, Ursel (2014) *Von Zellen, Menschen und Waschmaschinen. Anstiftung zur Rettung der Welt*. St. Pölten

Marlene Streeruwitz

ausgezeichnet 2010 für ihre literarische Auseinandersetzung mit Rollenbildern

»Und. Wie kann dann ich zu meiner Stimme kommen. Wie kann ich als Frau zu einer Stimme kommen. Denn. Neben allen Hierarchien ist auch die Nichtbeachtung der Frau in der Passion enthalten. Und damit aufgetragen. Wie kann ich eine andere Geschichte erzählen und trotzdem verstanden werden«, fragt Marlene Streeruwitz anlässlich der Verleihung des *Bremer Literaturpreises* 2012. »Denn. Es ginge doch darum, jeder Person ihren eigenen Text zu verschaffen«.[1]

Marlene Streeruwitz, 1950 in Baden bei Wien geboren, studiert Slawistik und Kunstgeschichte. Mitte der 1980er Jahre verfasst sie ihre ersten Texte, zunächst Hörspiele (»Der Paravant«) und Theaterstücke (»Waikiki Beach«). Sie führt auch Regie an größeren Theatern, etwa bei Jean Genets »Elle« im *Wiener Schauspielhaus* (1992). Unter dem Titel *Verführungen. 3. Folge. Frauenjahre* erscheint 1996 ihr erster Roman, der im darauf folgenden Jahr mit dem *Mara Cassens-Preis* ausgezeichnet wird. Sie reklamiert eine feministische Perspektive und will die Lebenswelten unterschiedlicher Frauen »literaturfähig« zu machen, in diesem Fall die der dreißig jährigen Helene, die nach der Trennung von ihrem Ehemann um ihre ökonomische Existenz und die ihrer Kindern kämpft.

Auch in späteren Romanen stehen meistens Frauen im Mittelpunkt: *Nachwelt* (1999) berichtet von Margarethes Reise nach Los Angeles auf den Spuren der Bildhauerin Anna Mahler, *Entfernung* (2006) begleitet Selma nach London, wo sie die Terroranschläge 2005 erlebt. *Die Schmerzmacherin* (2011) erzählt von Amys Erfahrungen in einer privaten Sicherheitsfirma. *Kreuzungen* (2008) stellt erstmals einen männlichen Protagonisten ins Zentrum. Da Streeruwitz der Frage nachgehen will, »wie materielle Macht gelebt wird« ist das Portrait eines mächtigen und einflussreichen Mannes, der auch noch selbst an seiner Situation zu leiden hat, für sie eine logische Konsequenz. *Das wird mir alles nicht passieren... Wie bleibe ich FeministIn* (2010) fasst elf Kleinstromane zusammen, die vorwiegend Frauen an Entscheidungspunkten in ihrem Leben darstellen.

Marlene Streeruwitz nimmt sich in ihren Texten kein »Blatt vor den Mund«, sie bringt ihre gesellschaftskritischen Aussagen »gnadenlos auf den Punkt«, wie die Jury des Frauenpreises 2010 ihre Entscheidung argumentiert. »Wie mit einem Skalpell seziert sie ihre Figuren –egal, ob Mann oder Frau– und legt sie Schicht um Schicht frei«. Mit ihrer reduzierten, im Fluss unterbrochenen Sprache will sie herrschaftliche Ideologie frei legen. Einen Sinn herstellen, wo keiner ist, widerstrebt ihr: »Die Sprache darf keine Einheit, keinen umfassenden Zusammenhang vorgaukeln. Den gibt es nicht« (zit. in: *Der Standard,* 25.9. 1999).

Im Wintersemester 1995/96 hat sie an der *Universität Tübingen* eine Poetikdozentur inne, in der sie sich mit der Frage beschäftigt, wie Frauen in einer patriarchalen Welt, die nicht zuletzt in der Sprache ihren Niederschlag findet, zu einem je eigenen Ausdruck kommen können. *Sein. Und Schein. Und Erscheinen* (1997) heißt der Text, der aus diesen Vorlesungen hervorgeht. Neben ihren literarischen Texten sind auch

Essays, theoretische Texte und Vorlesungen für sie ein Medium, um sich mit den Verknüpfungen von Sprache mit männlicher Hegemonie, Kapitalismus, Faschismus und Rassismus auseinander zu setzten. In *Tagebuch der Gegenwart* (2002) oder der Vorlesungssammlung *Gegen die tägliche Beleidigung* (2004) beschäftigt sie sich mit politischen Entwicklungen, wie die schwarz-blaue Regierung, analysiert die »Architektur der Macht« in Österreich. Auf der Homepage der Autorin findet sich eine Vielzahl an Essays zu tagespolitischen Themen – kritische und pointierte Gedanken, unter anderem zum Binnen-I, der *Occupy Bewegung*, dem Katholizismus. Im Dezember 2013 stellt sie im Rahmen der Karl Kraus Vorlesungen zur Kulturkritik ihr Buch *Ware Mensch* vor, das die Selbstauslieferung der eigenen Person in »postneoliberalen« Verhältnissen als Auslöschung fundamentaler Menschenrechte diskutiert.

Marlene Streeruwitz' literarisches Werk ist mehrfach ausgezeichnet worden, etwa mit dem *Österreichischen Würdigungpreis für Literatur* (1999), *dem Herman-Hesse-Preis* (2001), dem *Walter-Hasenclever-Literaturpreis* (2002) oder dem *Droste-Preis* (2009). Den Badener Kulturpreis nimmt sie 2004 nicht an, da Benita Ferrero-Waldner die Laudatio halten sollte, von deren PräsidentInnenschaftswahlkampf sie sich nicht vereinnahmen lassen möchte. 2012 wird *Die Schmerzmacherin* mit dem *Bremer Literaturpreis ausgezeichnet*. In seiner Übersetzung ins Schwedische von Yvonne Immens ist dieser Roman (*Smärtans ängel)* der erste Text, der auf der Plattform Writersreadwriters als E-Book erhältlich ist. Dabei handelt es sich um ein internationales feministisches Kooperationsprojekt von Autorinnen und Übersetzerinnen, das sich gerade im Aufbau befindet.[2] 2011 stand der Roman auf der Shortlist des *Deutschen Buchpreises*.

Von dieser Erfahrung inspiriert, erscheint 2014 ihr Buch *Nachkommen*. Darin rückt Streeruwitz erneut eine junge Frau ins Zentrum: Nelia Fehn, Tochter der verstorbenen Autorin Dora Fehn, ist mit ihrem Erstlingswerk *Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland* als bisher jüngste Autorin für den *Deutschen Buchpreis* nominiert. Detailreich werden die Ereignisse der »provinziellen Oscarnacht« geschildert, mit all den größeren und kleineren Skandalen, den neidischen Blicken. Durch diese Art der Inszenierung, kritisiert Streeruwitz, gerät das Kunstwerk selbst in den Hintergrund: »Das ist der Tod, das ist das Ende von Literatur« (zit. in: Ö1, *Intermezzo*, 5.10.2014). Nelia gewinnt den Preis nicht, sie hat sich mit ihrer Ernsthaftigkeit und Schroffheit der Vermarktung ihres Körpers widersetzt. Streeruwitz will keinem entfremdenden Eskapismus zuarbeiten, sondern versteht Literatur als Kulturtechnik mit subversivem Potential – die allerdings gegenwärtig vom Aussterben bedroht ist, wie sie kürzlich betont. Die »politische Sprengkraft von Literatur« liegt darin, dass mit ihrer Hilfe »die Sinnlosigkeit« notiert werden kann (ebenda).[3]

In einer Art Nachholverfahren macht sich Streeruwitz daran, Nelia Fehns Erstlingswerk schließlich auch noch zu veröffentlichen. *Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland* (2014) erzählt die Geschichte von Cornelia, die ihre Halbschwester Sidonie auf der Insel Kreta besucht, wo sie ein veganes Ferien-Resort leitet und von ihrem Mann Angelos unterdrückt wird. Cornelia will zu einer Demonstration nach Athen fahren, um sich mit ihrem Geliebten, dem Anarchisten Marios, zu treffen. Unerwarteter Weise wird ihre Reise zu einer Begegnung mit der ökonomischen Krise und Zwangsverhältnissen.

Anmerkungen

1 »Theorie in Bewegung«. Rede zum Preis in Bremen am 26. Jänner 2012., zit. auf der Homepage von Marlene Streeruwitz: *www.marlenestreeruwitz.at*

2 *www.writersreadwriters.com*

3 *Nachkommen* stand 2014 übrigens auf der Longlist des *Deutschen Buchpreises*.

Bücher von Marlene Streeruwitz:

Waikiki Beach. Und andere Orte. Die Theaterstücke. Frankfurt/M. 2002, 2. Aufl.

Gegen die tägliche Beleidigung. Vorlesungen, Frankfurt/M. 2004

Die Schmerzmacherin. Roman, Frankfurt/M. 2011

Die Reise einer junger Anarchistin in Griechenland. Roman, Frankfurt/M. 2014

Nachkommen. Roman, Frankfurt/M. 2014

VALIE EXPORT

ausgezeichnet 2011
für Bildende Kunst

Kunst schärft die Wahrnehmung und trägt deswegen ein transformatives und subversives Potential in sich, findet VALIE EXPORT. Als Künstlerin hat sie sich eine Reihe von Ausdrücken geschaffen, die im Laufe der Zeit allerdings selbst ihre Form gewandelt haben: Fotografien, Skulpturen, body performances, Videos, Großinstallationen, Texte. Früher heftig für ihre Radikalität kritisiert, gilt sie mittlerweile als Ikone des Feminismus und Pionierin im Bereich Medienkunst. Werkblöcke von VALIE EXPORT finden sich heute in berühmten Museen, wie dem *Centre Pompidou* in Paris, dem *Museum of Modern Art* (MoMA) in New York oder dem *Tate Modern* in London.

VALIE EXPORT wird 1940 als Waltraud Lehner in Linz geboren. Sie setzt sich in ihrer Jugend mit Kunstgeschichte auseinander, experimentiert mit der Fotokamera und besucht die Kunstgewerbeschule. 1960 zieht sie nach Wien. Nachdem sie 1964 die *Höhere Bundeslehranstalt für Textilindustrie* mit einem Diplom in Design abschließt, arbeitet sie einige Zeit zunächst in der Filmbranche als Cutterin und Script Girl. 1966 verfasst sie ihren ersten filmischen Text AUS ALT MACHT NICHT NEU – ein versuch der sinnlosigkeit. metaphorische bildassoziation, Projekt (Drehbuch).

1967 macht sie sich im engsten Sinne des Wortes einen Namen als Künstlerin: Sie nennt sich von nun an VALIE EXPORT. Sie bringt damit ihr Bedürfnis zum Ausdruck, die eigenen Gedanken nach außen zu transportieren. Der Künstlername wird immer in Versalien geschrieben. Im Anschluss daran entsteht ihr erstes Kunst – Objekt, in dem sie die Zigarettenmarke Smart Export zitiert, sie aber umändert für ihre eigene Namensdarstellung.

Schon bald ist ihr Name in aller Munde. Mit dem »TAPP- und TASTKINO« erregt sie 1968 große Aufmerksamkeit. In einer vor den Oberkörper geschnallten Kino-Box, die von Händen der Passanten und Passantinnen, auch Kindern besucht werden kann, und die nackte Körper – Kinoleinwand befühlen können, schafft sie ein taktiles Miniaturkino – und löst damit eine Woge von Anfeindungen aus. Dass diese Aktion bis heute vielen Menschen in Erinnerung geblieben ist, erklärt sie damit, dass sie auf mehreren empfindlichen Ebenen angesetzt hat. Als Künstlerin hat sie in ihrer Performance die Intimsphäre durchbrochen und als Frau öffentlich in eine vorherrschende Definition von Kunst eingegriffen (zit. aus: Ö1 *Menschenbilder*: Die vielstimmige Frau – VALIE EXPORT, 24.11.1996). 1969 tritt sie im Münchner *Stadtkino* mit einer Hose auf, die im Genitalbereich ausgeschnitten ist. Bald darauf erscheint »Aktionshose: Genitalpanik« als Poster und Fotoserie. Die berühmteste Fotografie zeigt das Poster auf dem sie mit gespreizten Beinen auf der Bank vor einem Haus sitzend, ein Maschinengewehr in der Hand. Während sie durch diese Pose einerseits die Objektivierung ihrer Weiblichkeit durch den männlichen Blick erzwingt, unterbricht das Maschinengewehr –Inbegriff aggressiver Männlichkeit– diese Interpretation unmittelbar. Mit ambivalenten Bildpolitiken dieser Art spielt VALIE EXPORT

gerne, De- und Rekontextualisierungen sind bewusst von ihr eingesetzte Strategien, bei denen sie Bekanntes in einen anderen Kontext stellt, um ihm eine neue Bedeutung zu geben.

Der Körper steht deswegen so oft im Mittelpunkt ihrer Arbeit, erklärt sie, weil viele Restriktionen und Normen direkt am Körper ansetzen und Menschen in vieler Hinsicht in ihm gefangen sind. Er kann sowohl von außen als auch von innen gewaltsam deformiert werden, kann gleichzeitig aber auch in transformatorischer Absicht eingesetzt werden. Über ihre Performance »Eros/ion« (1971) schreibt sie: »ich wälze mich zuerst in zerbrochenem glas und dann auf einer glasplatte. gleiches material evoziert gleiche bedeutung. zustandsänderungen des materials ändern auch die bedeutung des materials. glas als scheibe bedeutet: transparenz. glas als scherben bedeutet: läsion. dieser minimalen varianz entspringt auch der kunstcharakter, der erkenntnischarakter ist« (zit. aus: *www.valieexport.at*).

Nach einigen Avantgardefilmprojekten realisiert sie schließlich auch Spielfilme. Der Film »Unsichtbare Gegner«, 1976, Idee: VALIE EXPORT, Drehbuch Peter Weibel, Mitarbeit VALIE EXPORT, Regie: VALIE EXPORT, Mitarbeit Peter Weibel wird 1977 als erste Festivalaufführung bei den *Internationalen Filmfestspielen* in Berlin gezeigt (Der Film hat über 800 Schnitte). Ihr dritter Spielfilm, der Politthriller »Die Praxis der Liebe«, 1984 Drehbuch, Regie VALIE EXPORT wird 1985 für den *Goldenen Bären* nominiert.

Seit den 1980er Jahren wird VALIE EXPORT von zahlreichen internationalen Universitäten, darunter dem *San Francisco Art Institute*, als Gastprofessorin eingeladen. Von 1991-1995 ist sie o.H. Professorin an der *Hochschule der Künste Berlin*, 1994 Vizepräsidentin an der *Hochschule der Künste Berlin*, danach unterrichtet sie von 2004 - 2005 an der *Kunsthochschule für Medien Köln*. Demgegenüber bekommt VALIE EXPORT in Österreich, das sie als ängstliches Land mit großem Nachholbedarf beschreibt, verhältnismäßig spät Anerkennung für ihre Arbeit. Erst seit den späten 1990er Jahren wird sie mit österreichischen Kunstpreisen ausgezeichnet, darunter der *Gustav-Klimt-Preis* (1998), der *Alfred-Kubin-Preis* (2000) und der *Oskar-Kokoschka-Preis* (2000). 2005 erhält sie das *Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* und wird zum Mitglied der Österreichischen Kurie für Wissenschaft und Kunst gewählt. Die *Universität für künstlerische Gestaltung* in Linz verleiht ihr 2009 die Ehrendoktorwürde. 2014 erhält VALIE EXPORT den *Yoko Ono Lennon Gourage Awards for the Arts*, zusammen mit Laurie Anderson, Marianne Faithful, Gustav Metzger.

2001 wird am Wiener Lerchenfelder Gürtel unter der U-Bahn-Brücke ihre Installation »Kubus EXPORT– Der Transparente Raum« eröffnet. Ziel des von der Frauenabteilung der Stadt Wien initiierten Projekts »Frauen sichtbar machen« ist es dabei gewesen, die Aneignung des urbanen Raumes durch Frauen voranzutreiben. Auf Basis von EXPORT´s Konzept, eines nur aus Glas gebauten Kubus und gezeichnetem Entwurf hat die Architektin Silja Tillner einen transparenten Glaskörper architektonisch umgesetzt, der ein interessantes Spannungsverhältnis mit dem massiven U-Bahnbogen aufbaut, sich in den ihn umgebenden Raum ausdehnt und durch seine Transparenz die beiden Seiten des Gürtels miteinander verbindet.

Die Ausstellung »Zeit und Gegenzeit« (2010/2011) im Wiener *Belvedere* und modifiziert im Linzer *LENTOS* Kunstmuseum rückt EXPORTs jüngere Werke in den Vordergrund. Ihr künstlerisches Schaffen der letzten zwanzig Jahre sei vielen weniger präsent, meint Kuratorin Angelika Nollert. Nicht nur sie selbst, sondern auch die zeitlichen Umständen verändern sich ständig und somit unterliegt auch ihre Arbeit kontinuierlichem Wandel, erklärt EXPORT. Zwar ziehen sich Themen wie »Identität«, »poli-

tische feministische Positionen«, »Konzeptuelle Fotografie«, »Sprache« wie die Performance: »The voice as performance, act and body« 2007 an der Biennale Venedig, Arsenale, »Film-Performance«: wie Up+Down*On+Off/STEDELIJK zur Widereröffnung des Stedelijk Museums in Amsterdam, 2012, als roter Faden durch ihr Werk, gleichzeitig macht sie sichtbar, wie sich diese Bereiche immer wieder transformieren. Auch die Medien, die in ihrem Schaffen zum Einsatz kommen, sind stets Neue.

Letizia Ragaglia, Direktorin des Museion in Bolzano/Bozen, in dem 2011 ebenfalls eine Ausstellung mit dem Titel »Zeit und Gegenzeit« zu sehen ist, weist darauf hin, dass sich VALIE EXPORT bei weitem nicht nur mit Feminismus, sondern auch mit einer Reihe anderer politischer Themen auseinandergesetzt hat. In der Ausstellung zu sehen ist unter anderem die Großinstallation »Fragmente der Bilder einer Berührung« (1994), in der an auf- und abwärts bewegende Metallstangen befestigte Glühbirnen in Glaszylinder eintauchen, die entweder mit Wasser, Milch oder Öl befüllt sind. Während diese wichtige Bestandteile menschlichen Lebens sind, drückt die Kombination mit Elektrizität eine potentielle Gefahr aus und bringt einen Kurzschluss zwischen Energien zum Ausdruck. Gerade diesen Doppelungen und Zweideutigkeiten, so Ragaglia, kommt eine wichtige Rolle

Werke von VALIE EXPORT:

TAPP und TASTKINO Expanded Cinema Aktion (Performance, 1968)

Die Praxis der Liebe (Spielfilm, 1984)

Fragmente der Bilder einer Berührung (Installation, 1994)

Kubus EXPORT–Der Transparente Raum (Permanentinstallation am Lerchenfelder Gürtel, 2001)

Anagrammatische Komposition mit Würfelspiel (nach W. A. Mozart, Klavier) für Sopransaxophon (Transposition Klavier - Sopransaxophon: Gerald Preinfalk) (Permanentinstallation im *Theater an der Wien*, 2010)

Ina Wagner

ausgezeichnet 2011 in der Kategorie
Informations- und Kommunikationstechnologie

Als Professorin für Multidisziplinäres Systemdesign und *Computer Supported Cooperative Works* (CSCW) hat Ina Wagner einen neuen und einzigartigen Forschungsbereich in Österreich etabliert. Zugleich hat die Physikerin, Bildungswissenschafterin und Informatikerin feministische Pionierarbeit an der *Technischen Universität Wien* geleistet. Für ihren Einsatz erhält sie 2011 den *Frauenpreis der Stadt Wien*.

Ina Wagner, geboren 1946, is schon als Schülerin mit ihrem als Maschinenbauer tätigen Vater in Arbeitswerken von *VW, Opel* und *Ford* unterwegs. Später wird sie zu den für sie damals so faszinierenden Fertigungsstraßen der Automobilindustrie zurückkehren, um Zusammenhänge zwischen Arbeit und Technik zu erforschen. An der *Universität Wien* studiert sie Physik und beginnt danach als eine von wenigen Frauen ein Doktorat in Kernphysik. Zudem absolviert sie ein Studium Irregulare mit Nebenfach Pädagogik und beschäftigt sich mit Philosophie und Erkenntnistheorie. Ihr gesellschaftskritisches Engagement führt sie von Anfang an in interdisziplinäre Forschungsbereiche.

Nach der Promotion 1972 arbeitet Ina Wagner als Assistentin am *Institut für Festkörperphysik* der *Universität Wien*. Bereits dort versucht sie, ein eigenes Forschungsfeld aufzubauen, um alternative Zugänge zur Didaktik der Physik zu erforschen. 1979 folgt die Habilitation an der *Universität für Bildungswissenschaft* in Klagenfurt. In den 1980er Jahren wird Wagner von der Frauenabteilung des Sozialministeriums mit den Forschungsprojekten »Mädchen in nichttraditionellen Lehrberufen«, »Frauen in ungelernten Berufen« und »Frauenarbeit im automatisierten Büro« beauftragt. Dabei verfasst sie eine der weltweit ersten Studien zur Büroautomation. Somit gelangt sie schließlich zur Informatik, wo sie weiterhin Pionierarbeit leisten wird.

1987 wird Ina Wagner an die *Fakultät für Informatik* an der *Technischen Universität Wien* berufen. Sie ist die zweite Frau, die an der TU Wien einen Lehrstuhl erhält und die erste, die von außerhalb berufen wird. Bis zu ihrer Pensionierung 2011 leitet sie das *Institut für Gestaltungs- und Wirkungsforschung*, wo sie einen neuen Forschungsbereich im Schnittfeld von Technik, Sozialwissenschaft, Design, Kunst und Frauenforschung begründet. Die ersten Jahre an der TU sind schwierig, »ich kann nicht sagen, ob es daran lag, dass ich eine Frau bin oder daran, dass ich immer politisch engagiert war oder weil ich eine Art habe, interdisziplinär zu arbeiten, die der Technik sehr fremd ist« (zit. in: *diestandard.at*, 15.01.2012). So habilitiert sie sich 1998 ein zweites Mal, um in ihrem Fachgebiet *Multidisciplinary Design and Computer Supported Cooperative Works* anerkannt zu werden. Die Weigerung, einen Habilitationsvortrag zu halten, sorgt für Aufregung. Doch das Statement ist klar, »nach so vielen Gastvorträgen [habe ich das] nicht mehr nötig« (ebenda).

Ina Wagner absolvierte Forschungsaufenthalte an der *Harvard University*, am *Wissenschaftszentrum Berlin*, am *Wellesley College* (USA), und in London, Paris, Kopenhagen und

Frankfurt. Von 1983 bis 1985 ist sie Vorsitzende der *Österreichischen Gesellschaft für Soziologie*. Anfang der 1990er Jahre hält sie einen *Endowed Chair in Interdisciplinary Studies* an der *Technischen Hochschule Darmstadt*. Ohne ihre internationale Vernetzung hätte sie, so Wagner rückblickend, »den Forschungsschwerpunkt gar nicht etablieren können« (zit. in.: *diestandard.at*, 15.01.2012).

Technologie soll nicht an den Menschen vorbei entwickelt werden. Mit diesem Ziel engagiert sich Ina Wagner in unterschiedlichsten Forschungsfeldern. Sie möchte »verstehen, wie Personen ihre Arbeit verrichten«, um mit ihnen gemeinsam »Ideen für neue unterstützende technische Systeme und Anwendungen zu entwickeln« (zit. aus: *www.frauenspuren.at*). Sie gehört zu den ersten WissenschaftlerInnen, die Themen der Gesundheitsfürsorge im Forschungsbereich *Computer Supported Cooperative Works* einbringen. Wagner leitet Feldstudien zur Gesundheits- und Krankenpflege in Österreich und Frankreich, weitere Forschungen führen sie in die Chirurgie, die Onkologie und die Radiologie. Die ethischen und politischen Aspekte der Informations- und Kommunikationstechnologien stellen eines ihrer großen Anliegen dar. So war sie Mitglied des *Information Society Forum* (1996-1998) und der *Europäischen Gruppe für Ethik der Naturwissenschaften und der Neuen Technologien* (1998-2001) der Europäischen Kommission. Seit 2001 ist sie Mitglied der österreichischen Bioethikkommission.

Lange Zeit ist sie die einzige Frau in der Kurie der ProfessorInnen an der TU Wien, wo sie sich vehement für Frauen in Wissenschaft und Technik einsetzt. Im Rahmen ihrer zweijährigen Tätigkeit als Vorsitzende des Gleichbehandlungskreises im *Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst* verfasst Ina Wagner gemeinsam mit Silvia Ulrich 1994 den ersten Frauenförderplan. Mit Kolleginnen baut sie den Gleichbehandlungskreis an der TU Wien auf. »Jede einzelne Frau, die wir damals in eine Professorinnenposition gebracht haben, war ein riesiger Kampf«, erzählt sie rückblickend (zit. in: *diestandard.at*, 15.01.2012). Als Mentorin versucht sie jungen Frauen zu vermitteln, »sich viel zuzutrauen, sich nicht entmutigen zu lassen, eigene Ideen auch gegen Widerstände zu verfolgen« (zit. aus: *www.frauenspuren.at*). Dementsprechend sind Frauen an Wagners Institut stark vertreten, Forschungen mit hohem Frauenanteil werden besonders gefördert. Dem kommen auch Mittel aus EU-Projekten zugute, mit denen sich Wagner als eine der ersten in Österreich auseinandergesetzt hat.

Zwölf Jahre lang untersucht Wagner Arbeitsprozesse in der Architektur und Stadtplanung – nicht wie in den *Design Studies* üblich im Labor, sondern direkt vor Ort. Im Rahmen des EU-Projekts *Integrated Project City* ist sie an der Entwicklung eines Instruments zur gemeinschaftlichen Stadtplanung beteiligt: Das *Mixed Reality Tent* –ein mobiles Labor für partizipative Stadtplanung– dient der Visualisierung realer Stadtszenen, die interaktiv verändert werden können. 2008 wird es in der *European City of Science exhibition* in Paris ausgestellt. Wie in ihren anderen Forschungen geht es darum, unterschiedliche soziale Welten zu überbrücken – zwischen jenen, die in Städten leben, und jenen, die urbane Räume gestalten.

Die Arbeitssituation von Frauen stellt ein Kernthema Ina Wagners dar. Im Fokus steht unter anderem die Frage, wie der Einsatz von Technik im mehrheitlich von Frauen getragenen Dienstleistungssektor weibliche Arbeitsbiographien prägt. Dabei untersucht sie Spannungen, die zwischen den zeitlichen Bedürfnissen von Frauen und der durch Technik zeitlich festgelegten Arbeitsorganisation entstehen. Für ihr Engagement im Bereich der Geschlechterdemokratie wird sie 2011 mit dem *Gabriele Possanner Staatspreis* geehrt.

Auch in ihrer Pension unterrichtet Ina Wagner als Professorin an der *University of Oslo* und an der *Sydney University of Technology*. Da es –wie an vielen Universitäten– an Geld mangelt, hatte Ina Wagner nicht die Möglichkeit zu emeritieren. Ihre Professur wird derzeit gerade nachbesetzt, was lange Zeit nicht gesichert war.

Publikationen von Ina Wagner:

Volst, A. and Wagner, I. (1992) *Balanceakt modernes Leben: Berufsbiographien 'ungelernter' Frauen*, in Feministische Studien 1, pp. 70-86.

Wagner, I. (1995) *Hard Times: The Politics of Women's Work in Computerised Environments*, in European Journal of Women's Studies 2, pp. 295-314.

Schmidt, K. and Wagner, I. (2004) *Ordering systems, Coordinative practices and artifacts in architectural design and planning*, in Computer Supported Cooperative Work 13: 349-408.

Balka, E., Bjorn, P. and Wagner, I. (2008) *Steps Toward a Typology for Health Informatics*, in Proceedings of CSVW 2008, San Diego, USA, November 2008.

Bratteteig, T. and Wagner, I. (2013) *Moving healthcare to the home: the work to make homecare work*. In Proceedings of ECSCW 2013, Paphos, Cyprus, Sep 20-25, Springer London, 141-160.

Bratteteig, T., Wagner, I. (2014) *Disentangling Participation: Power and Decision-Making in Participatory Design*. Springer.

Emmy Werner

ausgezeichnet 2004 für ihre
Verdienste um Kunst und Kultur

Als Emmy Werner 1988 die Leitung des *Wiener Volkstheaters* übernimmt, ist sie im deutschsprachigen Raum die erste Frau an der Spitze eines so großen Hauses. 17 Jahre –länger als jeder Mann vor ihr– gestaltet sie in dieser Position das Wiener Theaterleben mit. Auch wenn Männer ihrer Meinung nach noch immer die besseren Netzwerke haben, freut sie sich trotzdem darüber, dass es heute nichts mehr so Außergewöhnliches darstellt, wenn Frauen leitende Funktionen im Kulturbetrieb übernehmen. Emmy Werner erhält den Frauenpreis 2004, weil sie »Theater zu einer lebendigen Plattform« gemacht hat und »sich während ihrer gesamten künstlerischen Laufbahn immer für Schauspielerinnen und Autorinnen eingesetzt und so Frauen am Theater sichtbar gemacht« hat, argumentiert die Jury. Der Begriff »Feminismus« ist ihr allerdings weniger sympathisch und zwar weil er so viele Interpretationsmöglichkeiten offen lässt. »Ich habe einmal gesagt, wenn Feminismus das ist, was ich lebe, was ich meine und vertrete, dann bin ich Feministin. Also sagen Sie lieber Emmynismus statt Feminismus« (zit. in: *derstandard.at*, 20. 02. 2013).

Emmy Werner kommt 1938 in einer KünstlerInnenfamilie in Wien auf die Welt. Der Theaterbesuch muss ihr nicht eingeredet werden, es zieht sie von selbst dorthin. Ihr Berufswunsch ist es zunächst, Schauspielerin zu werden. Nach der Matura im Jahr 1956 nimmt sie Unterricht bei Otto Kerry, Maria Luise Rainer und Eduard Volters. Ihre Ausbildung schließt sie 1959 mit einer Prüfung vor der Paritätischen Kommission ab.

Seit den frühen 60iger Jahren – jung verheiratet und Mutter eines Sohnes - hat sie Engagements an verschiedenen Häusern. Zunächst spielt sie für Kinder am *Theater der Jugend*, dann am *Theater in der Josefstadt* und am *Volkstheater*. Eine besondere Bedeutung in der künstlerischen Laufbahn von Emmy Werner hat das *Theater der Courage* unter der Leitung von Stella Kadmon, in dem sie mit Unterbrechungen fast zwanzig Jahre aktiv sein sollte. Dort tritt sie zum Beispiel in Peter Turrinis »Der tollste Tag« oder in Aldo Nicolais »Die Eisernen« auf. Bei den *Wiener Festwochen* 1980 wirkt sie in Karl Kraus' Stück »Die letzten Tage der Menschheit« mit und spielt mehrere Rollen »unfassbar gut«, wie Erwin Steinhauer kürzlich meint (zit. in *Die Presse*, 08.06.2014).

Emmy Werner ist nicht nur auf der Bühne zu sehen, sie steht auch vor der Kamera, wie etwa im Fernsehfilm »Die Staatsoperette« von Otto Zykan und Franz Novotny, eine sarkastische Aufarbeitung der Ersten Republik, die 1977 zu einem der größten Skandale in der österreichischen Fernsehgeschichte führt. In »Die Ausgesperrten«, einer Verfilmung von Elfriede Jelineks literarischem Portraits der 50er Jahre, spielt sie die von ihrem Mann unterdrückte Gretl.

Steht das Schauspielen am Beginn ihrer Karriere im Vordergrund, so entwickelt sie bald auch Interesse an anderen Tätigkeiten im Theaterbetrieb. Zunächst hat sie viel mit Männern zusammen gearbeitet, erzählt sie später, und hat dabei einiges gelernt, »vor allem eines Tages zu

sagen: ›Eigentlich will ich das selber machen‹, und das war, glaube ich, entscheidend.«[1] Besonders am *Theater der Courage* widmet sie sich nun auch Aufgaben wie der Produktionsleitung. Von 1980 bis 1981 leitet sie gemeinsam mit Stella Kadmon das Theater. Wichtig ist es in diesem Prozess, immer wieder zu sagen, »›ich traue mich das, obwohl ich nicht weiß wie es geht‹, denn das kann ich erlernen«.[2]

Zu diesem Zeitpunkt ist sie bereits mit der Gründung des *Theaters in der Drachengasse* beschäftigt. Geplant hatte sie es nicht gerade, Theater für Frauen zu machen. Im Zuge der Frauenbewegung wächst allerdings das Bedürfnis, Stücke zu spielen, in denen es mehrere und gute Frauenrollen zu besetzen gibt. Während viele talentierte Schauspielerinnen arbeitslos sind, ist es für Männer wesentlich leichter ein Engagement zu finden; Autoren schreiben eben in erster Linie für männliche Protagonisten. Ziel des *Theaters in der Drachengasse* ist es, Autorinnen und Regisseurinnen zu fördern; ausschließlich für Frauen Theater zu machen, das erscheint Emmy Werner im Gegensatz zu anderen allerdings nicht Ziel führend. Als das Theater 1981 aufsperrt, übernimmt sie die Leitung und leistet in den kommenden Jahren Regie- und Schauspielarbeit. 1984 entsteht, eigens für das *Theater der Courage*, ein zweiter Raum.

1988 übernimmt sie schließlich die Geschäftsführung und künstlerische Leitung des *Volkstheaters*. Neben österreichischen ›Klassikern‹ nimmt sie eine Vielzahl zeitgenössischer AutorInnen in den Spielplan. »Sie überraschte durch die Wahl der Autoren, provozierte die Kritiker, indem sie ungewöhnliche Inszenierungen akzeptierte, und begeisterte das Publikum durch Engagement – auch feministisches Engagement«, ist in der *Furche* zu lesen (11.8.2005). Mehr als einmal führt sie auch selbst Regie, zum Beispiel in Johann Nestroys »Lumpazivagabundus«, Helmut Qualtingers »Rose von Gumpendorf« oder Marlene Streeruwitz' »New York. New York.« Für ihre Inszenierung von »Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaften« von Elfriede Jelinek wird sie 1993 mit dem *Karl Skraup-Preis* ausgezeichnet. Im selben Jahr verleiht ihr die *Grillparzer-Gesellschaft* die Ehrenmitgliedschaft.

Auch wenn sie »große Lust« hat, »ein Theater zu leiten und zu bestimmen, was sich dort tut«, ist es ihr immer wichtig, sich nicht völlig von ihrer Arbeit vereinnahmen zu lassen (zit. in: *Die Furche* 11.8.2005). Am Abend zu Hause in ihrer Wohnung angekommen, will sie von Kommunikationsmitteln nichts mehr hören, kein Anrufbeantworter, keine Emails. Das Auf und Ab des beruflichen Alltags versucht sie mit Humor zu nehmen. Sich im Kulturbetrieb auch abgrenzen zu können ist ihr wichtig, ihre persönliche »gläserne Decke« beschreibt sie als senkrechte Wand, an der so manches abprallen kann (zit. in: *Die Presse*, 18.12.2009). Als sie 2005 in Pension geht, wird sie Ehrenmitglied des Volkstheaters, sie erhält das *Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien* (2005) und das *Große Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* (2006).

Völlig aufgegeben hat sie das künstlerische Schaffen allerdings nicht. 2006 ist sie in Elfriede Hammerls Fernsehfilm »Probieren Sie's mit einem Jüngeren« zu sehen. Im *Landestheater Niederösterreich* inszeniert sie 2009 »Der Bockerer« mit Erwin Steinhauer in der Hauptrolle. Im Jahr darauf führt sie mit »Der Bettelstudent« ihre erste Operette auf, die 2013 auch im *Münchner Prinzregententheater* zu hören ist. Ihren Beitrag zu dieser Operette sieht sie darin, die Rollen der beiden Protagonistinnen –ursprünglich »zwei ziemlich dumme Trutscherln, die nur den Fürsten kriegen wollen«– neu zu interpretieren (zit. in: *derstandard.at*, 20. 02. 2013). In Hommage an ihren Vater, den berühmten Wiener Lied Autor Hans Werner (1998-1980), nimmt sie gemeinsam mit MusikerInnen 2012 die CD »Unser ve:ana Patent« auf. Wenn sie nicht arbeitet verbringt sie gerne Zeit

mit sich selbst, ihren Büchern, oder ihrer Eulensammlung. Der Spaß darf dabei nicht zu kurz kommen, schließlich sollte das Gebot »Agiere nie gegen deine Lust« ihrer Meinung nach vor der achten Todsünde bewahren.[3]

Künstlerische Laufbahn von Emmy Werner:

Theater der Courage: Schauspiel, Produktionsleitung, Co-Leitung, etc. (mit Unterbrechungen von 1963 bis 1981)

Theater in der Drachengasse: Aufbau, Leitung, Regie und Schauspiel (1979-1987)

Volkstheater: Direktion (1988-2005)

Anmerkungen

1 zit. aus einem Interview mit Emmy Werner in: Michaela Spiegel (2005) *Wiener DamenHaft. Ein nie geführtes Gespräch zwischen Johanna Dohnal, Lotte Ingrisch-Einem, Edith Klestil, Freda Meissner-Blau, Dr. Maria Schaumayer, Lotte Tobisch und Emmy Werner über weibliche Wege im Wien des 20. Jahrhunderts*. Wien, S. 207

2 zit. in ebenda, S. 216

3 zit. in ebenda, S. 218

Beate Wimmer-Puchinger

ausgezeichnet 2006 für
Besondere Leistungen im Bereich
Frauengesundheit

Beate Wimmer-Puchinger hat für die Gesundheit von Frauen in Wien Pionierinnenarbeit geleistet. Für ihr Engagement in der wissenschaftlichen Forschung und in der politischen Praxis wurde die »Pionierin der Wiener Frauengesundheit« 2016 mit dem *Wiener Frauenpreis* ausgezeichnet.[1] Durch Wimmer-Puchingers umfassende Arbeit sind heute zahlreiche Aspekte der Gesundheit von Frauen selbstverständliche Bestandteile des Wiener Gesundheitswesens.

Beate Wimmer-Puchinger wurde 1948 in Oberösterreich geboren. Nach der Matura am *Realgymnasium in Wels* studierte sie Psychologie an der *Universität Wien*. Mit der Promotion im Jahre 1974 schlug Wimmer-Puchinger eine wissenschaftliche Laufbahn ein: 1976 wurde sie Universitätsassistentin am *Institut für Tiefenpsychologie und Psychotherapie* in Wien. Von 1978 bis 1990 forschte sie als wissenschaftliche Assistentin am *Ludwig Boltzmann Institut für Geburtenregelung und Schwangerenbetreuung* an der *Semmelweis Frauenklinik*. 1985 folgten die Habilitation zum Thema »Schwangerschaft und Krise« und die Venia Docendi für Psychologie. Wimmer-Puchinger hatte Lehraufträge in *Berlin*, in der *Schweiz* und in den USA inne. Schließlich wurde ihr 1993 von der *Universität Salzburg* der Titel »außerordentliche Universitätsprofessorin« verliehen. 1990 gründete Wimmer-Puchinger das *Ludwig Boltzmann Institut für Frauengesundheitsforschung* an der *Semmelweis Frauenklinik*, das sie bis 2004 leitete. In zahlreichen Publikationen und Studien befasste sich die Wissenschaftlerin mit der gesundheitlichen Situation von Frauen, insbesondere in Bezug auf postpartale Depression, sexistische Körpernormen, Gesundheit und soziale Ungleichheit, Gesundheit und Migration und andere.

Maßnahmen zur Früherkennung von Depressionen nach der Geburt, Vorsorge gegen Brustkrebs, Schulungen zur Früherkennung von häuslicher Gewalt, eine Hotline für Betroffene von Essstörungen, Angebote für Frauen mit sozialer Benachteiligung, Programme zu weiblicher Genitalverstümmelung: All diese Errungenschaften waren zunächst keineswegs selbstverständlich. »Gesundheit hat ein Geschlecht, aber das vor 30 Jahren den Männern zu erklären, war teilweise eine große Herausforderung«[2], erzählte die Klinische Psychologin und Gesundheitspsychologin im Interview als *Frauengesundheitsbeauftragte der Stadt Wien*. Frauengesundheit hat also wesentlich mit politischem Willen zu tun. Das stellt Wimmer-Puchinger unmissverständlich klar: »Es bedarf auch der entsprechenden Politik und der PolitikerInnen, die das zulassen.«[3]

Doch es habe sich gelohnt, denn heute werde die *Stadt Wien* für die politische Verankerung von Frauengesundheit im Ausland bewundert. Tatsächlich war Wien nach Glasgow die zweite Stadt in Europa, die sich mit einem eigenen Programm die Gleichbehandlung von Frauen im Gesundheitswesen zum Ziel gesetzt hatte. Am 9. November 1998 beschloss der Wiener Gemeinderat einstimmig das Wiener Frauengesundheitsprogramm. Für diesen politischen

Erfolg hatte Wimmer-Puchinger wesentliche Vorarbeiten geleistet: 1992 gründete sie Österreichs erstes *Frauengesundheitszentrum F.E.M.* an der *Semmelweis Frauenklinik*. Als Modellprojekt der Weltgesundheitsorganisation (WHO) stellte F.E.M durch seine Ansiedlung in einem Krankenhaus ein europaweit einzigartiges Setting dar. Zugleich verfasste Wimmer-Puchinger 1995 den Ersten Österreichischen Frauengesundheitsbericht und publizierte ein Jahr später im Auftrag der *Stadt Wien* den Ersten Wiener Frauengesundheitsbericht. Der Bericht zeigt geschlechtsspezifische Gesundheitsfaktoren und Defizite in Prävention und Versorgung auf. In der Folge veranlasste der damalige Gesundheitsstadtrat *Sepp Rieder* die Entwicklung eines eigenen Frauengesundheitsprogramms für Wien. Wimmer-Puchinger wurde als *erste Wiener Frauengesundheitsbeauftragte* mit der Umsetzung des Programms beauftragt.

Die ersten Initiativen des Frauengesundheitsprogramms waren der Bau des *2. Frauengesundheitszentrums F.E.M. Süd*, eine große Kampagne zur Verbesserung der Brustkrebs-Vorsorge und eine Kampagne zum Thema Essstörungen. Wimmer-Puchingers Engagement begann aber schon viel früher. Im Rahmen ihrer Tätigkeiten an der *Semmelweis Frauenklinik* verankerte die Forscherin und zweifache Mutter ein umfassendes klinisch-psychologisches Betreuungsmodell für schwangere Frauen. In den 1970er Jahren löste sie mit einer von *Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg* in Auftrag gegebenen Studie über Motive zum Schwangerschaftsabbruch eine heftige Debatte aus: in den Medien, aber auch in der Bischofskonferenz und im Parlament. Dieses Ereignis und die Arbeit als Psychologin in der Semmelweis Klinik stellten persönliche Schlüsselmomente dar: »Begonnen hat es mit einer Auftragsstudie für das Wissenschaftsministerium [...]. Das hat mich schon sehr geprägt. Danach habe ich als Psychotherapeutin in der Semmelweisklinik gearbeitet, das hat sein Übriges dazu getan. Und nach einer Sitzung wieder mit einer vom Vater sexuell missbrauchten Frau dachte ich: Schluss jetzt! Es reicht! Ich muss weg von der Couch, ich muss ran an die Strukturen.«[4]

Frauengesundheit war zu dieser Zeit eben noch keine Selbstverständlichkeit. Im Zuge der Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre musste Frauengesundheit erst definiert und erkämpft werden. Der männliche Körper stellt die versteckte Norm einer patriarchalen Medizin dar. »Die historische Rolle des ‚männlichen Blicks' der Medizin« führt unter anderem dazu, dass Frauen zu oft Medikamente verabreicht wurden.[5] Frauengesundheit aber meint genau das Gegenteil: über den eigenen Körper selbst bestimmen zu können. Frauengesundheit betrifft das gesamte Leben von Frauen und umfasst alle Lebenslagen einer Frau.[6] Dabei zählen nicht nur biomedizinische oder körperliche Aspekte, sondern vor allem »biopsychosoziale« – also auch psychologische und soziale Faktoren: etwa die Rahmenbedingungen des Schwangerschaftsabbruchs, sexistische Körpernormen oder soziale Benachteiligung. Ein zentraler Aspekt ist die Berücksichtigung der Diversität von Frauen: Dementsprechend hat Wimmer-Puchinger im *F.E.M. Süd* eine türkischsprachige Beratung bei der Gesundenuntersuchung etabliert.

Im *Zweiten Österreichischen Frauengesundheitsbericht* aus dem Jahr 2005 unterstreicht Wimmer-Puchinger, dass die Mehrfachbelastung für Frauen ein Gesundheitsrisiko darstellt: Sowohl Einkommen als auch Pensionen von Frauen sind geringer als jene von Männern. Jedoch wird unbezahlte häusliche Pflege zum Großteil von Frauen übernommen. Auch die Medikamentierung von Frauen ist weiterhin bedenklich: 70 Prozent aller verschriebenen Psychopharmaka werden Frauen verabreicht. Dabei sind Frauen doppelt so häufig wie Männer von Depressionen betroffen. Aus einer Gender-Perspektive könne die gesellschaftlich tradierte Frauenrolle als Ursache gesehen werden: »Sozialisation zur passiven, abhängigen Frau;

Mehrfachbelastung durch Beruf und Familie; stärkere Betroffenheit von häuslicher Gewalt und sexuellem Missbrauch.«[7] Auch das von Medien und Modeindustrie geprägte Frauenbild ist nach wie vor schädlich für die Gesundheit: So betreffen Essstörungen laut Bericht fast ausschließlich Frauen.

Vor zwei Jahren hat Wimmer-Puchinger ihre Arbeit als *Frauengesundheitsbeauftragte* beendet. Für ihre Leistungen hat sie zahlreiche Auszeichnungen erhalten: unter anderem das *Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien* (2010), das *Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* (2011) und den *Frauenpreis der Stadt Wien* (2016). Im Interview zieht Wimmer-Puchinger mit einem aussagestarken Bild und einer klaren Message eine mitunter positive Bilanz: »Sexismus [ist] ein drängendes Thema: Schönheits-OPs nehmen zu, junge Mädchen fühlen sich nicht mehr wohl in ihren Körpern. In diesem Punkt gehen wir auf rosafarbenen Stöckelschuhen in die Vergangenheit zurück. [...] Man muss leider bei jeder Generation wieder bei null beginnen. Man muss weiter wachsam sein. Aber, ja doch, es geht aufwärts. Es gibt Hoffnung.«[8] Seit 2017 hat Beate Wimmer-Puchinger als *Präsidentin des Berufsverbandes Österreichischer PsychologInnen (BÖP)* eine neue Tätigkeit aufgenommen. Auch hier bleibt ihr gesellschaftliche Aufklärungsarbeit ein Herzensanliegen.

Aus der Publikationsliste von Beate Wimmer-Puchinger:

Beate Wimmer-Puchinger. 1992. *Schwangerschaft als Krise. Psychosoziale Bedingungen von Schwangerschaftskomplikationen*. Wien: Springer Verlag.

Beate Wimmer-Puchinger. Karin Gutierrez-Lobos. Anita Riecher-Rössler. 2015. *Irrsinnig weiblich – Psychische Krisen im Frauenleben*, Hilfestellung für die Praxis. Wien: Springer Verlag

Anmerkungen

1 Jury-Begründung

2 Wien.at: „'Gesundheit hat doch ein Geschlecht' - Interview mit der Frauengesundheitsbeauftragten Beate Wimmer-Puchinger", in: *http://archive.is/fRL5b*

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Beate Wimmer-Puchinger (2010), „Frauengesundheit als Spiegel sozialer Ungleichheit", in: Hilde Wolf; Margit Endler; Beate Wimmer-Puchinger, „Frauen – Gesundheit – Soziale Lage. Festschrift anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Frauengesundheitszentrums FEM Süd. Wien: Facultas. S. 17

6 Vgl. die Definition von Frauengesundheit des American College of Women's Health Physicians; in: Beate Wimmer-Puchinger (2005), „Frauengesundheit in Österreich – eine 10-Jahresperspektive", *https://www.vorarlberg.at/pdf/wimmer-puchinger041005.pdf*

7 Beate Wimmer-Puchinger (2005): „Frauengesundheit in Österreich – eine 10-Jahresperspektive"

8 Wien.at: „'Gesundheit hat doch ein Geschlecht' - Interview mit der Frauengesundheitsbeauftragten Beate Wimmer-Puchinger"

Ruth Wodak

ausgezeichnet 2006 für
Besondere Leistungen im Bereich
Forschung und Wissenschaft

Feminismus und kritische Wissenschaft lassen sich gut miteinander vereinbaren, findet Ruth Wodak, die den Frauenpreis der Stadt Wien im Jahr 2006 für ihre außerordentliche wissenschaftliche Tätigkeit verliehen bekommt. »Kritisch« bedeutet für die Mitbegründerin der so genannten *Critical Discourse Analysis* das Bestreben, Machtverhältnisse nicht als gegeben hinzunehmen, sondern transformieren zu wollen. Dabei gilt es, ideologische Positionen transparent zu machen und alternative Denk- und Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln. In diesem Sinne hat Ruth Wodak ihre Forschung der Thematisierung und Bekämpfung von Antisemitismus, Rassismus, Sexismus und Klassismus gewidmet.

Die 1950 in London geboren Ruth Wodak wächst in Belgrad dreisprachig auf. Mit den Eltern spricht sie deutsch, Englisch ist die Unterrichtssprache in der internationalen Schule, Serbokroatisch lernt sie über ihr Umfeld. Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre studiert sie an der *Universität Wien* Slawistik, osteuropäische Geschichte und Sprachwissenschaft. Für ihre Dissertation über das Kommunikationsverhalten von Angeklagten vor Gericht wird sie 1974 mit dem renommierten *Theodor Körner Preis* ausgezeichnet.[1] Sie habilitiert sich 1980 mit einer Arbeit über therapeutische Kommunikation und wird drei Jahre später zur außerordentlichen Professorin ernannt.[2] Nachdem ihr 1990 der Hertha Firnberg Staatspreis für besondere Leistungen auf dem Gebiet von Wissenschaft und Forschung verliehen wird, erhält sie 1991 schließlich den Lehrstuhl für Angewandte Sprachwissenschaft an der *Universität Wien*.

In den Jahren zuvor beginnt Ruth Wodak sich für die Analyse politischer Rhetorik zu interessieren. Den zeitgeschichtlichen Kontext dafür bietet nicht zuletzt die Waldheim-Affäre, in der antisemitische Argumentationen öffentlich aktualisiert werden. Sie untersucht Erinnerungspolitiken nach 1945, beschäftigt sich unter anderem mit Wahlkampfrhetoriken. Im Jahr 1989 gibt sie das Buch *Language, Power and Ideology* heraus,[3] in dem politische Diskurse aus unterschiedlichen historischen Momenten interdisziplinär untersucht werden, um darüber Rückschlüsse auf Machtmechanismen zu ziehen. 1991 findet in Amsterdam ein Treffen zwischen Ruth Wodak, Norman Fairclough und Teun van Dijk statt, das häufig als der formale Beginn der Kritischen Diskursanalyse betrachtet wird.[4]

Eines der zentralen Interessen dieses Wissenschaftsfeldes ist die Analyse dessen, wie über (politische) Diskurse Menschen in bestimmte Kategorien eingeteilt werden, welche positiven oder negativen Attributen diesen Gruppen in weiterer Folge zugeschrieben werden und wie darauf basierende Diskriminierung gerechtfertigt wird. Kritische Diskursanalyse geht davon aus, dass insbesondere eine Eintei-

lung von Menschen in »wir« und »sie«, die oft mit einer Zweiteilung von »Gut« und »Böse« einhergeht, für Machtverhältnisse charakteristisch ist.

Als persönlichen Beitrag zu dieser heterogenen Disziplin sieht Ruth Wodak ihre historische und interdisziplinäre Ausrichtung. Auch wenn sie als Linguistin argumentative Strategien und Metaphern analysiert, so geht es ihr dennoch immer auch um die materiellen Verhältnisse, in die sie eingebettet sind. Ihr ist es ein Anliegen, gesellschaftstheoretische Überlegungen mit tiefgehenden empirischen Untersuchungen zu verbinden. Die Zuerkennung des *Wittgenstein-Preises für Spitzenforschung* 1996 ermöglicht eine mehrjährige interdisziplinäre Teamforschung.

Im Laufe ihrer wissenschaftlichen Karriere leitet sie unter anderem Projekte zur Konstruktion individueller, kollektiver und (trans)-nationaler Identitätspolitiken, zu Migration, Diskussionen rund um Neutralität und NATO in Österreich und Ungarn oder Erinnerungspolitiken nach dem Nationalsozialismus. In zahlreichen Projekten arbeitet sie mit ihren ehemaligen Studierenden zusammen.

Von 1999 bis 2002 hat sie eine Forschungsprofessur an der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* inne. Sie wird von zahlreichen Universitäten wie der *University of Uppsala* und der *Örebro University* (Schweden), *Stanford University* (USA), *Carleton University* (Kanada), *Georgetown University* (in Washington DC, USA als Davis Chair for Interdisciplinary Studies) –um nur einige zu nennen– als Gastprofessorin eingeladen. Gleichzeitig ist es ihr ein Anliegen, sich nicht im akademischen Elfenbeinturm zu verschanzen – auch wenn darin das Risiko liegt, sich angreifbar zu machen. Insofern wirft sie stets die Frage auf, wie die eigene Forschung emanzipatorisch genutzt werden kann. Wie ist es möglich Wissen zu produzieren, das in politische Prozesse interveniert und zum Abbau von Machtverhältnissen und Diskriminierungen herangezogen werden kann?

Im Jahr 2003 wird ihr der *Willy und Helga Verkauf-Verlon* Preis durch das *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* (DÖW) für antifaschistische Publizistik verliehen. Sie engagiert sich bei der österreichischen Anlaufstelle des *European Monitoring Centre for Racism, Xenophobia and Anti-Semitism* der Europäischen Union (seit 2007 *Fundamental Rights Agency*). Dort bleibt sie auch als Ko-Direktorin aktiv, als sie 2004 ihren Arbeitsschwerpunkt an die *University of Lancaster* (UK) verlegt.

In den darauf folgenden Jahren interessieren sie insbesondere neuere Formen des Rechtspopulismus. Dabei beschäftigt sie sich einerseits mit dem österreichischen Kontext und analysiert zum Beispiel die Strategien von FPÖ-Wahlkampfplakaten. Was macht den Erfolg dieser Rhetoriken aus, fragt sie, und wie kann ihnen widerstanden werden? Gleichzeitig setzt sie sich mit europaweiten Tendenzen auseinander: Sie ist Mitherausgeberin des Sammelbandes *Rightwing Populism across Europe: Politics and Discourse* (2013), in dem ExpertInnen für zahlreiche europäische Kontexte vor dem Hintergrund des Aufstiegs von rechtspopulistischen Parteien und Gruppierungen Länderstudien zu gegenwärtigen Rassismen sowie traditionellen und neuen Antisemitismen publizieren.[5]

Ruth Wodaks Perspektive ist stets an den Verflechtungen von Machtverhältnissen orientiert. So gilt ihr Interesse nicht zuletzt der Frage, wie etwa rassistische und sexistische Diskurse miteinander verknüpft sind. In diesem Sinne fordert sie auch vom Feminismus Komplexität ein. Sie weist darauf hin, dass die

Erfahrungen von Frauen nicht verallgemeinert werden können, sondern immer auch von anderen Faktoren, wie ökonomischen Ressourcen, politischen Haltungen, rassistischen Diskriminierungen etc. abhängig sind.

Auf die Verleihung des Wiener Frauenpreises (2006) folgen weitere Auszeichnungen wie beispielsweise die *Kerstin Hesselgren Professur* des schwedischen Parlaments (2008). Sie erhielt das *Große Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* (2011). Sie ist Mitglied der Academia Europae und wird 2013 zum Mitglied der *British Academy of Social Sciences* gewählt. In Lancaster wurde sie, als erste Frau, zur Distinguished Professor ernannt. 2010 wurde sie zum Mitglied der Academia Europaea ernannt.

Wichtige Publikationen von Ruth Wodak:

Wodak, Ruth; Nowak, Peter; Pelikan, Johanna; Gruber, Helmut; De Cillia, Rudolf; Mitten, Richard (1990). *»Wir sind alle unschuldige Täter!« Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus*. Frankfurt/M.

Wodak, Ruth (1996) *Disorders of Discourse*. London

Wodak, Ruth (Hg.) (1997) *Gender and Discourse*. London; Thousand Oaks; New Delhi

Wodak, Ruth; Heer, Hannes; Manoschek, Walter; Pollak, Alexander (2008). *The discursive Construction of History – Remembering the Wehrmacht's War of Annihilation*. Hampshire; New York.

Wodak, Ruth (2011) *The discourse of politics in action: politics as usual.* 2. überarbeitete Auflage. Basingstoke

Wodak, Ruth (Hg.) (2013) *Critical Discourse Analysis – Four volumes*. London

Anmerkungen

1 Wodak, Ruth (1976) *Das Sprachverhalten von Angeklagten bei Gericht*. Königstein

2 Wodak, Ruth (1980) *Das Wort in der Gruppe. Linguistische Studien zur therapeutischen Kommunikation*. Wien

3 Wodak, Ruth (1989) (Hg.) *Language, power and ideology.* Amsterdam

4 Einige der Angaben in diesem Portrait sind aus folgendem Interview zitiert: Kendall, Gavin (2007) What Is Critical Discourse Analysis? Ruth Wodak in Conversation With Gavin Kendall. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 8(2)

5 Wodak, Ruth; Mral, Brigitte; Khosravinik, Majid (Hgg.) (2013). *Right Wing Populism in Europe: Politics and Discourse*. London

Andrea Wukovits

ausgezeichnet 2002
in der Kategorie Recht und Justiz

»Widerstand zu leisten« ist einer jener Aspekte, die für Andrea Wukovits das Berufsbild einer Anwältin ausmachen. Tagtäglich mit Menschen zu tun zu haben, sich auf ihre unterschiedlichen Situationen einzulassen und mit ihnen gemeinsam Lösungen zu erarbeiten, bereitet ihr große Freude – auch wenn ihr Beruf aus genau diesen Gründen emotional sehr fordernd ist. Gemeinsam mit Elfriede Hammerl war sie im Jahr 2002 die erste, die mit dem Frauenpreis der Stadt Wien ausgezeichnet wurde. Über den Preis hat sie sich nach eigenen Worten sehr gefreut, ihre Nominierung hat sie allerdings in jeder Hinsicht überrascht. Im Gegensatz zu Männern, insbesondere zu Politikern und Funktionären, rechnen berufstätige Frauen nicht damit für ihre Tätigkeit ausgezeichnet zu werden, erzählt sie. Auch in ihrem Berufsfeld ist die gläserne Decke »unglaublich dick« und die Arbeit von Frauen bleibt in der Öffentlichkeit oft unsichtbar.

Andrea Wukovits kommt 1957 in Wien auf die Welt und wächst im Burgenland auf. Nach der Matura verbringt sie das erste Studienjahr in Paris an der *Sorbonne*, danach inskribiert sie sich an der Universität Wien für Romanistik und Rechtswissenschaften. Als politisch interessierte junge Frau scheint ihr das Jusstudium eine durchaus nahe liegende Option zu sein. Nach ihrer Promotion 1981 verfolgt sie ihre Ausbildung als Berufsanwärterin weiter und lässt sich schließlich 1986 als selbstständige Anwältin eintragen.

Neben dem Arbeitsrecht spezialisiert sich Andrea Wukovits vor allem auf das Familienrecht. Kommt eine Mandantin oder ein Mandant zu ihr in die Kanzlei, steht er oder sie meistens am Beginn einer neuen Lebensphase. In ihrer Beratung geht sie nicht nach einem fixen Schema vor, sondern versucht sich auf die individuellen Anforderungen eines Falles einzustellen und gemeinsam mit ihren KlientInnen Strategien zu erarbeiten. Die bevorstehenden Veränderungen betreffen dabei fast immer mehrere Bereiche. So kann es vorkommen, dass eine Mandantin sich scheiden lassen möchte, die mit ihrem Ehemann an einem gemeinsamen Unternehmen beteiligt ist. Neben der Existenzsicherung muss vielleicht auch noch die Frage der Obsorge für die Kinder geklärt werden. Andrea Wukovits geht es darum, ihre MandantInnen auf einem längeren Weg zu begleiten, ihnen dabei Stärke zu vermitteln und sie dazu zu ermutigen Konflikte ans Tageslicht zu holen und zuzulassen – damit diese auch bearbeitet und gestaltet werden können. Jede Änderung der Lebenssituation trägt ein Veränderungspotential in sich, das es wahrzunehmen gilt. Prinzipiell ist sie in ihrer beruflichen Praxis überdurchschnittlich oft mit hochkomplexen und schwierigen Konfliktfällen betraut. Es liegt wohl in ihrem »Naturell«, dass sie solche Fälle anzieht, erklärt sie sich diesen Umstand. Sie hat Freude am Kämpfen.

Zugute kommt ihr dabei die Ausbildung zur Mediatorin, die sie bereits in den 1990er

Jahren absolviert hat und die ihre Kompetenzen in punkto Verhandlungsführung erweitert hat. Dass sie der eigentlichen mediatorischen Tätigkeit heute kaum noch nachgeht steht nicht zuletzt damit in Zusammenhang, dass die teilweise divergierenden Berufsanforderungen als Mediatorin und Anwältin schwer unter einen Hut zu bringen sind. Während ihr in der Mediation per se eine unparteiliche Funktion zukommt, hat sie als Anwältin gerade die Pflicht, die Interessen ihrer MandantInnen zu vertreten und somit auch parteilich zu sein.

Neben ihrer Arbeit als selbstständige Anwältin kann Andrea Wukovits auf jahrelange Erfahrung in der institutionellen Rechtsberatung zurückblicken. So ist sie in einer burgenländischen Frauenberatungsstelle Klientinnen jahrelang juristisch zur Seite gestanden, die oft mit Armut oder Gewalt und Alkoholproblemen in ihrem Umfeld konfrontiert waren. Frauen, die sich dazu entschließen ihr Beziehungsnetz zu verändern, müssen sich zunächst die Frage stellen, wie sie sich das eigene Leben unabhängig –nicht im Kontext zu einem Mann– wünschen und vorstellen. Sie müssen sich außerdem überlegen, wie sie das wirtschaftlich bewerkstelligen können und wie sie gegebenenfalls die Kindererziehung organisieren wollen.

Einblicke in die spezifischen Situationen von Frauen bekommt Andrea Wukovits tagtäglich in ihrem beruflichen Alltag. Die Arbeit mit Frauen fällt ihr oft leichter, weil sie ihrem Eindruck nach ihre Wünsche klarer artikulieren können. Sie sind konstruktiv auf Inhalte fokussiert und gehen nicht prinzipiell davon aus, dass eine Trennung konfliktfrei ablaufen muss. Im Scheidungsfall haben sie dennoch insofern schlechtere Karten als Männer, weil sie meist deutlich weniger verdienen als ihre Ehemänner und Gefahr laufen in eine Armutsfalle zu tappen. Zwar ist ökonomische Abhängigkeit nicht erstrebenswert, solange aber die Einkommensschere so weit auseinanderklafft, vertritt sie die Meinung, dass diese Ungleichheit nach der Ehe finanziell kompensiert werden muss. Erst nachdem gesamtgesellschaftlich eine Einkommensgleichheit hergestellt ist, können Unterhaltsansprüche von Frauen sukzessive zurückgenommen werden. Allerdings nicht davor, wie das in der aktuellen Judikatur gerade der Fall ist.

Komplex beurteilt sie auch die neue Obsorgeregelung. Mit 01.02.2013 trat eine Reform in Kraft, der zufolge die gemeinsame Obsorge beider Elternteile den Regelfall darstellen soll. Andrea Wukovits vertrat im Frühjahr 2012 einen Vater, dessen Obsorgeklage ein diesbezügliches VfGH-Urteil beschleunigte. Nach der neuen Regelung haben Männer nicht mehr nur die Möglichkeit, sondern auch die Pflicht, sich in der Kindererziehung intensiv einzubringen. Während dies eine Chance für Väter darstellt sich nicht mehr ausschließlich auf ihre Erwerbstätigkeit zu fokussieren, könnte dadurch potentiell auch der Handlungsspielraum von Frauen erweitert werden. Indem sie nun darauf pochen können, dass sich Väter mehr Zeit für ihre Kinder nehmen, können sie sich stärker auf ihre persönlichen Interessen und ihre Karriere konzentrieren. Weil es ihrer Meinung nach tatsächlich einen Missstand dargestellt hat, dass die Verantwortung für die gemeinsamen Kinder einseitig bei den Müttern gelegen ist, begrüßt sie den Paradigmenwechsel prinzipiell. Allerdings sei man in der Umsetzung zu schnell vorgegangen und einfach in das genaue Gegenteil gekippt: Auf Mütter wird mittlerweile ein sehr hoher Druck ausgeübt, im Zweifelsfall wird oft zugunsten der Väter entschieden wird. In der aktuellen Form kommt den Behörden sehr viel Macht zu, die weit in den Bereich der Erziehung hineingeht. So werden nicht selten eine idealtypische Erziehung, Beziehungsformen und ein Lebensstil normiert, deren Einhaltung über Gutachten kontrolliert wird. Eltern laufen dabei Gefahr zu »Mündel der Behörden« zu werden (zit. in: *Der Standard*, 20/21.10.2012).

Als juristische Expertin in Obsorgefragen hat sie sich in mehreren Publikationen in Medien in dieser Frage zu Wort gemeldet. Sie fordert »mehr Transparenz, mehr Nachvollziehbarkeit und eine bessere Kontrolle der Verfahren« (zit. in: *FORMAT* 2013 / Nr. 46). Dafür bräuchte es an »der Spitze der Justiz [...] eine Mischung aus Hugo Portisch und Johanna Dohnal: Jemand, der den Menschen wichtige Entscheidungen so erklärt, dass sie nachvollziehbar werden« (ebenda).

Andrea Wukovits' juristische Tätigkeit:

Individuelle juristische Beratung und Vertretung

Langjährige Rechtsberatung in einer Frauenberatungsstelle

Umfassende Erfahrung in punkto Konfliktbearbeitung und -lösung, u.a. als ausgebildete Mediatorin

Kathrin Zechner

ausgezeichnet 2014
in der Kategorie
Medien und Management

»Es ist unglaublich toll, so viel Verantwortung anvertraut zu bekommen und so viel gestalten zu können«, beschreibt Kathrin Zechner ihre Tätigkeit als ORF-Fernsehdirektorin (zit. in: *profil.at* 13.9.2012). Die oft gestellte Frage, ob sie wohl einen männlichen oder weiblichen Führungsstil habe, interessiert sie schon lange nicht mehr. Ihren eigenen Worten nach setzt sie sich »mit aller Professionalität, Hartnäckigkeit, Härte, Überzeugungsarbeit und Leidenschaft für mehr Mittel« ein und fühlt sich dabei in ihrem »sportlichen Ehrgeiz« angesprochen (ebenda).

Kathrin Zechner wird 1963 in Graz geboren. Von 1981 bis 1986 studiert sie Rechtswissenschaften, Theaterwissenschaft und Politikwissenschaft und arbeitet nebenher bei der UNO. Nach Abschluss ihres Studiums ist sie ORF-Mitarbeiterin im Unterhaltungsprogramm und arbeitet im Magazin-, Film- und Serienbereich. Kurz vor ihrem Wechsel zum deutschen Privatsender *Tele 5* als Unterhaltungschefin ist sie noch Referentin des ORF-Generalsekretärs Kurt Bergmann. Von 1992 bis 1994 arbeitet sie als Geschäftsleiterin bei *Endemol Entertainment Productions* und hat in dieser Funktion den Aufbau der deutschen Niederlassung gemanagt. 1994 kehrt sie als Programmintendantin zum ORF zurück, wo sie neue Akzente setzt und sich dabei auch an jüngeren ZuschauerInnen orientiert. In dieser Zeit entstehen unter anderem »Vera« oder »Schiejok täglich«, vor allem Fiction wie »Kommissar Rex«, »Kaisermühlenblues«, »Julia – eine ungewöhnliche Frau«, »Soko Kitzbühel«, die erste erfolgreiche Sitcom »MA2412«, Filme wie »Andreas Hofer«, »Romeo & Julia auf dem Dorfe«, »Hitler's Nichte« und viele mehr, aber auch der Gassenfeger »Taxi Orange«, in dem 13 junge Menschen im »Kutscherhof« im 13. Wiener Gemeindebezirk von Kameras beobachtet leben, die Taxiprüfung bestehen und ihr Leben mit den Einnahmen aus den Taxifahrten bestreiten mussten. Unter ihrer Leitung entsteht auch das österreichische Format der »Millionenshow«, zunächst von Reinhard Fendrich moderiert (damals noch unter dem Titel *Alles ist möglich – Die 10-Millionen-Show*), später von Barbara Stöckl und seit 2002 von Armin Assinger. 1996 erhält sie den vom KURIER vergebenen Film- und Fernsehpreis Romy für die beste Programmidee: »Fest der Freiheit«.

Unter ORF-Generaldirektorin Monika Lindner muss Kathrin Zechner den ORF 2002 verlassen. Sie arbeitet zunächst als künstlerische Leiterin bei den *Vereinigten Bühnen Wien* und wird dort 2004 Musicalintendantin. Unter dem Motto »Die Vielfalt hat eine Bühne« werden nicht nur große konventionelle Musicals, sondern auch avantgardistisches Musiktheater inszeniert. Dafür entwickelte sie auch das Projekt »Ronacher mobile«. In ihrer zehnjährigen Tätigkeit finden insgesamt siebzehn Produktionen statt, darunter sieben Uraufführungen, wie »Rebecca«, »Rudolf« »Die Weberischen« (2006) oder »Woyzeck & The Tiger Lillies« (2011) oder die deutschsprachigen Erstaufführungen wie »Romeo & Julia« und »The Producers«. Obwohl das Musical zu diesem Zeitpunkt eigentlich ein tot geglaubtes Genre ist, gelingt es Kathrin Zechner Wien als Musicalstadt zu stärken. Sie holt

internationale Stars wie John Malkovich (in »The Infernal Comedy«, 2009 und »The Giacomo Variations«, 2011) an das *Ronacher* Eigenproduktionen wie »Elisabeth«, »Mozart!« oder »Tanz der Vampire« touren erfolgreich international und vor allem erstmals in Russland und S-Korea.

Am Abend des 15. September 2011 findet die Premiere von »Sister Act« statt. Nur wenige Stunden davor ist sie vom ORF-Stiftungsrat zur Fernsehdirektorin bestellt worden. Mit Jahresbeginn 2012 ist Kathrin Zechner für das gesamte Fernsehprogramm zuständig, also sowohl für den Programm- wie auch für den Informationsbereich in den Kanälen ORF 1, ORF 2 und Sport+. Dabei ist ihr die Möglichkeit unabhängig agieren zu können wichtig, sie will sich ausschließlich an Programm, Publikum und Qualität orientieren und weist politische Interventionen zurück. Ihr sei es ein Anliegen, erklärt sie, »auf die Intuition zu vertrauen und damit unkonventionelle Wege zu gehen, die erfolgreich sein können – oder nicht« (zit. in *kurier.at*, 05.02.2012). Sie selbst versteht sich dabei als: »Architektin des Fernsehens«.

Unter dem Motto »mehr Unverwechselbarkeit durch mehr Eigenproduktionen« (zit. aus: *kundendienst.orf.at*) werden einige neue Formate ausprobiert, wie zum Beispiel Armin Assingers »Einser Team«, das von Oktober bis Dezember 2012 Menschen in schwierigen Lebenslagen vor laufender Kamera unterstützen soll, oder das Reportageprogramm »Mein Leben«, in dem Mari Lang von Oktober 2012 bis Mai 2013 Menschen durch ihren Alltag begleitet. Mit 2013 führt Kathrin Zechner zusätzlich zu dem Naturdokumentationsformat von »Universum« auch noch »Universum History« ein, das 2015 noch um eine Bundeslandschiene erweitert werden wird.

Sie ist um Effizient bemüht, aber auch um gegenseitige Inspiration und versucht die Synergien zwischen verschiedenen Abteilungen zu nutzen und dabei auch die Landesstudios stärker einzubeziehen. Unter ihrer Leitung wird das neue Informationsformat »heute mittag« entwickelt, in dem seit September 2012 wochentäglich bereits um 13.15 Uhr eine Dreiviertelstunde Nachrichten aus Politik, Kultur, Gesellschaft und Sport gebracht werden. In die Berichte eingebettet sind Live-Reportagen und der Besuch von Studiogästen. Im »ZIB Magazin« werden seit März 2012 um 19.45 Uhr, direkt vor den Hauptnachrichten, Informationen aus verschiedenen Bereichen aufbereitet, wobei der Fokus darauf liegt, Hintergründe darzustellen und Zusammenhänge aufzuzeigen. Beide Sendungen werden von starken Frauen aus ihrem Führungsteam geleitet.

Anlässlich der *Verleihung des Österreichischen Filmpreises* 2013 betont sie als geladene Rednerin die Verantwortung des ORF gegenüber Filmprojekten, deren Realisierung und Vielfalt gefördert werden sollte: »Der österreichische Film unterhält, berührt, regt an, regt auf, zeigt auf und thematisiert, was gerne nur allzu zu oft in einer Gesellschaft mit einer starken Tendenz zur Oberflächlichkeit und Ignoranz unausgesprochen bliebe« (zit. aus: *www.oesterreichische-filmakademie.at*).

Bei der Programmpräsentation für das Jahr 2015 kündigt Kathrin Zechner neue Serien wie »Altes Geld« von David Schalko oder eine Doku-Schiene mit Hanno Settele an. Gedreht sind die ersten fünf von zehn regionalen Landkrimis. Ab Frühjahr startet die Serie »Vorstadtweiber«. Die Wiener Antwort auf »Desperate Housewives« (nach Drehbüchern von Uli Brée) verspricht laut Zechner »zeitgeistige, freche österreichische Unterhaltung« (zit. aus: *www.kundendienst.orf.at*). Erzählt werden darin die Geschichten von fünf unterschiedlichen Frauen, die sich zunehmend der Abhängigkeit von ihren Ehemännern bewusst werden, sich wehren und trotz aller Ängste aufbegehren. Aber nicht nur vor der Kamera spielen Frauen bei den »Vorstadtweibern« eine entscheidende Rolle: Die ersten fünf Folgen wurden unter der Regie

von Sabine Derflinger gedreht. Frauen finden sich auch in Führungspositionen hinter der Kamera, in der Ausstattung, in Licht und Ton.

Das größte Fernsehevent für das kommende Jahr wird vermutlich die Übertragung des *60. Eurovision Song Contest* sein, der unter dem Motto »Building Bridges« im Mai in der *Wiener Stadthalle* stattfinden wird. Bei der Programmpräsentation kündigt Zechner »Teil 2 einer wunderbaren, unglaublichen Geschichte« an. Sie hatte im vergangenen Jahr übrigens Conchita Wursts *Song Contest* Teilnahme durchgesetzt.

Kathrin Zechners berufliche Laufbahn:

Freie ORF Mitarbeiterin im Unterhaltungsprogramm (1986-1991)

Unterhaltungschefin bei Tele 5 (1991)

Geschäftsleiterin bei Endemol Entertainment Productions, Deutschland (1992-1994)

Programmintendantin des ORF (1994-2002)

Künstlerische Leiterin bei den Vereinigten Bühnen Wien (2002-2004)

Musicalintendantin bei den Vereinigten Bühnen Wien (2004-2012)

ORF Fernsehdirektorin (seit 2012)

Astrid Zimmermann

ausgezeichnet 2017
für Frauenförderung
in den Medien

Dass sich Journalistinnen und Frauen in Medienberufen gegenseitig unterstützen und füreinander einsetzen müssen, hat Astrid Zimmermann als eine der ersten gewusst. 2017 wird die Mitbegründerin des *Frauennetzwerks Medien* und *Generalsekretärin des Presseclubs Concordia* für ihr Engagement mit dem *Wiener Frauenpreis* gewürdigt.

Astrid Zimmermann wird 1953 in *Bludenz* geboren. »Ich machte für eine Journalistin eine untypische Karriere, weil ich erst mit 33 Jahren Journalistin wurde«, blickt Zimmermann auf ihren Werdegang zurück.[1] Nach dem Studium der *Pädagogik*, *Psychologie* und *Politikwissenschaften* mit Schwerpunkt Erwachsenenbildung war Zimmermann zunächst als Lehrerin und geschäftsführende Redakteurin einer bildungspolitischen Zeitschrift tätig. Daraufhin war die ausgebildete *Trainerin und Coachin* für die Öffentlichkeitsarbeit des *SPÖ-Landtagsclubs* in Vorarlberg zuständig. »Aus dem heraus beschloss ich, dass ich auch die andere Seite kennen lernen möchte, und so wurde ich Journalistin.«[2]

Astrid Zimmermanns journalistische Laufbahn beginnt in der Redaktion der *Arbeiterzeitung*. Als die Zeitung 1989 verkauft wird, übernimmt Zimmermann die Chefredaktion für das *Oberösterreichische Tagblatt* und das *Salzburger Tagblatt*. Daraufhin arbeitet sie als außenpolitische Redakteurin bei *NEWS* und wechselt schließlich zur Tageszeitung *Der Standard*. Dort beteiligt sich Zimmermann maßgeblich am Aufbau der Berichterstattung aus den Bundesländern. Kurzfristig war Zimmermann für die strategische Kommunikation für das *Krankenhaus Nord* verantwortlich und darüber hinaus als Gesellschafterin des *Medienhaus Wien* tätig.

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich Astrid Zimmermann in zahlreichen Gremien engagiert: von 1998 bis 2001 war sie *Vorsitzende der Journalistengewerkschaft*; 2010 folgte sie *Ilse Brandner-Radinger* als Generalsekretärin des *Presseclubs Concordia*; von 2012 bis 2016 war Zimmermann Aufsichtsratsvorsitzende der *Wiener Zeitung GmbH* und von 2014 bis 2016 Präsidentin des *Österreichischen Presserates*. Als Medienexpertin hat Zimmermann in zahlreichen Fachbüchern Beiträge zu den Themen Medienpolitik und Informationsgesellschaft publiziert sowie Lehraufträge und Medientrainings abgehalten.

Im Journalismus erfolgreich zu sein heißt für Astrid Zimmermann nicht nur, »dass ich meine Qualitätskriterien noch immer gehalten habe, obwohl der Druck in der Branche sehr groß ist«, sondern außerdem, »dass die Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern sehr gut funktioniert.«[3] Eine gute Zusammenarbeit war Astrid Zimmermann auch in der Vernetzung mit Kolleginnen in der Medienbranche ein wichtiges Anliegen. 1999 gründete sie gemeinsam mit *Edith Stohl* (ORF), *Brigitte Handlos* (ORF), *Tessa Prager* (News), *Lydia Ninz* (APA, Der Standard) und *Augustine Wöss* (ORF) das *Frauennetzwerk Medien*. 2011 kommt es zu einem regelrechten »Auszeichnungsreigen« für das Frauennetzwerk.[4] Astrid Zimmermann erhält das *Silberne Verdienstzeichen um Verdienste für die Republik*.

Das *Frauennetzwerk Medien* ist ein überparteilicher Verein für Journalistinnen und Frauen in Medienberufen. Das Netzwerk bietet ein Forum für Frauen, die in Medienberufen arbeiten, und engagiert sich zugleich dafür, »dass Frauen in Medien so dargestellt werden wie es ihrer Lebensrealität entspricht.«[5] Dafür verleihen die rund 300 Medienfrauen jährlich den *Wiener Journalistinnenpreis* und das *rosa Handtaschl*. Mit dem *rosa Handtaschl* wird medialer Sexismus in Form eines Anti-Preises aufgezeigt. Auch organisiert das Netzwerk regelmäßig Medien-Talks und Diskussionen und bietet ein Mentoringprogramm sowie eine Jobbörse an.

»Feminismus – uncool, überholt und unnötig im 21. Jahrhundert? Die gläserne Decke, Männerseilschaften, Sexismus in den Medien – alles Litaneien, die der Vergangenheit angehören?«[6] Solche Fragen sind, wie das Frauennetzwerk auf seiner Homepage klarstellt, »mit einem klaren, deutlichen: Nein!«[7] zu beantworten. Gerade in einer unter Druck geratenen Medienlandschaft kämpfen viele Journalistinnen »gegen Windmühlen, werden nicht gerecht bezahlt und geraten in finanzielle Bedrängnis«, so die Medienfrauen.[8] Deshalb sei es wichtiger denn je, dass sich Journalistinnen und Medienfrauen »zusammentun, sich austauschen, Erfahrungen teilen, sich die Räuberinnen-Leiter machen.«[9]

Zwar schaffen Frauen den Berufseinstieg in den Journalismus leichter als Männer, »nicht zuletzt wegen den Frauen zugeschriebenen Soft Skills Empathie und gute Kommunikationsfähigkeit.«[10] Das bedeute aber nicht, dass auf den Einstieg auch eine Karriere folgt. Zimmermann warnt daher vor der von der Kommunikationswissenschaftlerin *Romy Fröhlich* beschriebenen »Freundlichkeitsfalle für Journalistinnen«. Die gesellschaftlichen Rollenbilder fallen nämlich in den oberen Etagen zu Ungunsten von Frauen aus. Dort dominieren »männliche« Rollenbilder wie Entschlossenheit, Risikobereitschaft und Ehrgeiz. Die Folge: Nur eine von zehn Journalistinnen hat eine leitende Rolle in einem Medium oder einem Ressort. Bei den männlichen Kollegen ist es hingegen fast die Hälfte.

»Zugegeben: Der Frauenanteil im Journalismus ist gestiegen, weil neue Tätigkeitsfelder erschlossen wurden, oft zu schlechteren Arbeitsbedingungen und niedrigerer Bezahlung«, verkündet Zimmermann die gute und die schlechte Nachricht zugleich.[11] 1981 waren nur 16 Prozent im Journalismus Frauen, 1999 war es schon ungefähr ein Drittel und heute hat Österreich mit 42 Prozent einen höheren Anteil als Deutschland. Den »Frauenboom« im Journalismus als Ausdruck einer gleichberechtigten beruflichen Karriere zu deuten »wäre allerdings naiv«, formuliert Zimmermann unmissverständlich: Gerne werden manche statistische Daten »großzügig übersehen« – seien es die enormen Gehaltsunterschiede oder die geringe Anzahl von Frauen in Führungspositionen: 53 % der Journalistinnen verdienen weniger als 2.500 Euro brutto im Monat, während nur 32 % der Journalisten dieser Einkommenskategorie angehören.[12]

Beruf und Familie zu vereinen ist im Journalismus, so Astrid Zimmermann, »eine nur schwer zu bewältigende Doppel- und Dreifachbelastung.« Ein Grund dafür sei, »dass der journalistische Beruf an der männlichen Normalbiografie ausgerichtet ist.«[13] Fast ein Drittel der Journalistinnen in Österreich arbeitet in Teilzeit. Das liegt laut Der Journalisten-Report (2007) auch an den »weiblicheren« Formaten der Wochen- und Monatszeitschriften, bei denen das Beschäftigungsausmaß geringer ist. Heute ist ein großer Teil der JournalistInnen nicht mehr angestellt – eine Tendenz, die den Zuwachs von Frauen in der Branche begleitet hat. Schließlich haben weiblich codierte Ressorts wie Lifestyle und Mode oder Wissenschaft und Medizin oft weniger Ressourcen als etwa die prestigeprächtigeren Ressorts Politik und Wirtschaft, wie in der unter anderem von Zimmermann herausgegebenen empirischen Studie festgestellt wird.[14]

»Wen wundert es dann eigentlich, dass es im bis 1919 reinen Herrenclub Concordia mit der früheren Politikressortleiterin Ilse Brandner-Radinger erst seit 1990 die erste weibliche Generalsekretärin gibt«, schreibt Astrid Zimmermann als zweite Frau in dieser Position.[15] Höchste Zeit, schließlich ist die *Concordia* nach der bürgerlichen Revolution von 1848 unter den Fahnen von Pressefreiheit, Demokratie und Menschenrechten entstanden. Neben der Presse- und Meinungsfreiheit überprüft der Presseclub auch die Qualität des Journalismus. Thema ist hier nach Zimmermann der Trend, dass »uns viel öfter Werbung als Journalismus verkauft, als wir es wahrhaben möchten.«[16] Auch in ihrer Funktion als Präsidentin des Presserats setzte sich Zimmermann gegen Missstände im Journalismus ein.

2016 schreibt das *Frauennetzwerk Medien* gemeinsam mit dem *Österreichischen Frauenring* zum geplanten Umbau des Aufsichtsrates der *Wiener Zeitung* einen offenen Brief an *Bundeskanzler Christian Kern*. »Weshalb Astrid Zimmermann, die – nicht zuletzt in ihrer Funktion als Generalsekretärin des Presseclub Concordia – über jahrelange Erfahrung und damit große Expertise in der Medienbranche verfügt, abgelöst werden soll, ist für uns nicht nachvollziehbar.«[17] Führungsgremien von Medien brauchen mehr und nicht weniger Frauen, so die Forderung. Zimmermann bleibt weiterhin Mitglied des Aufsichtsrats. Trotzdem zeigt die Entscheidung der politisch Verantwortlichen, dass um die gesellschaftliche Besserstellung von Frauen im Journalismus nach wie vor gekämpft werden muss. Dafür hat Astrid Zimmermann bereits einen wertvollen Beitrag geleistet.

Aus den Publikationen von Astrid Zimmermann:

Astrid Zimmermann. 2009. *Frauen erobern die Medien*. In: Brandner-Radinger, Ilse (Hg.): Was Kommt, Was Bleibt. 150 Jahre Presseclub Concordia. Wien: Facultas. S.49-51

Andy Kaltenbrunner, Matthias Karmasin; Daniela Kraus; Astrid Zimmermann. 2007. *Der Journalisten-Report. Österreichs Medien und ihre Macher.* Wien: Facultas.

Anmerkungen

1 Algomedia Presseservice, in: *http://www.club-carriere.com/clubcarriere/index.php/branchen/fachbeitraege/userprofile/30589*

2 Ebd.

3 Ebd.

4 Frauennetzwerk Medien: „Unsere Gründerinnen von der Republik ausgezeichnet", in: *http://www.frauennetzwerk.at/2017/02/24/unsere-gruenderinnen-von-der-republik-ausgezeichnet/*

5 Ebd.

6 Frauennetzwerk Medien: „Über uns", in: *http://www.frauennetzwerk.at/ueber-uns/*

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Ebd.

10 Astrid Zimmermann (2009), „Frauen erobern die Medien", in: Ilse Brandner-Radinger (Hg.): Was kommt, was bleibt: 150 Jahre Presseclub Concordia. Wien: Facultas, S. 50.

11 Ebd., S. 49.

12 Ebd., S. 51.; vgl. Astrid Zimmermann; Andy Kaltenbrunner; Matthias Karmasin; Daniela Kraus (2007): Der Journalisten-Report: Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung. Wien: Facultas, S. 124.

13 Astrid Zimmermann (2009), „Frauen erobern die Medien", in: Ilse Brandner-Radinger (Hg.): Was kommt, was bleibt: 150 Jahre Presseclub Concordia. Wien: Facultas, S. 51.

14 Astrid Zimmermann; Andy Kaltenbrunner; Matthias Karmasin; Daniela Kraus (2007): Der Journalisten-Report: Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung. Wien: Facultas, S. 123.

15 Astrid Zimmermann (2009), „Frauen erobern die Medien", in: Ilse Brandner-Radinger (Hg.): Was kommt, was bleibt: 150 Jahre Presseclub Concordia. Wien: Facultas, S. 51.

16 Astrid Zimmermann auf profil.at (2014), Interview von Tina Goebel: „Astrid Zimmermann: ‚Uns wird öfter Werbung als Journalismus verkauft, als wir wahrhaben möchten'" in: *https://www.profil.at/gesellschaft/astrid-zimmermann-uns-werbung-journalismus-376648*

17 Frauennetzwerk Medien (2016), „Führungsgremien von Medien brauchen mehr und nicht weniger Frauen", in: *http://www.frauennetzwerk.at/2016/12/07/fuehrungsgremien-von-medien-brauchen-mehr-und-nicht-weniger-frauen/*

Nr. 1

Der Wiener Frauenpreis -
Frauen sichtbar machen